

Schutzgebühr 2 €



**Gemeinde-
pastoral**

„Kirche und Amt“

Auf dem Weg nach einer Kirche mit Zukunft

Das Papier der niederländischen Dominikaner

Gerard Zuidberg:

**Kreative Treue und / oder
Grenzüberschreitung?**

Zur Situation in den Niederlanden

Inhalt

	Seite
„KIRCHE UND AMT“	
Auf dem Weg nach einer Kirche mit Zukunft	
Das Papier der niederländischen Dominikaner (Juli 2007)	4
Gerard Zuidberg:	
Kirche und Amt – Wege in die Zukunft	
Kreative Treue und / oder Grenzüberschreitung?	
Zur Situation in den Niederlanden	
<i>Vortrag auf der Tagung des „Luzerner Manifest“ am 25. Oktober 2008</i>	
erschienen in Offene Kirche Ein ökumenisches Forum	29
Nr. 1/2 November 2008 Jg. 38 „Ökumene – Kirchenbilder im Widerstreit“	
Zu bestellen für SFR 15.- pro Exemplar (inkl. Versand) bei:	
Peter Spinatsch, Schulstrasse 21, 5436 Würenlos, SCHWEIZ	
<i>peter.spinatsch@kathwuerenlos.ch</i>	
Pfarrei St. Maarten:	
Zehn Ausgangspunkte und ihre Vorgeschichte	48

Herausgegeben von der KirchenVolksBewegung *Wir sind Kirche:*

Postfach 65 01 15, D-81215 München

Tel.: (08131) 260 250, Fax : (08131) 260 249

info@wir-sind-kirche.de

www.wir-sind-kirche.de

Redaktion: Christian Weisner, Dachau

»Wir sind Kirche e.V.«

Spendenkonto Deutschland:

Konto 18 222 000 Darlehnskasse Münster e.G. (BLZ 400 602 65)

Spendenkonto Schweiz:

Konto 501015.20 Raiffeisenbank St. Gallen (BC 80005)

Für Überweisungen aus dem übrigen Ausland:

IBAN: DE07 4006 0265 0018 2220 00 SWIFT/BIC: GENODEM1DKM

*Der Verein ist vom Finanzamt Recklinghausen unter der Nummer
340/5837/0645 als steuerbegünstigter kirchlicher Verein anerkannt.*

KIRCHE UND AMT

Auf dem Weg nach einer Kirche mit Zukunft

(Juli 2007)

1. SKIZZE DER SITUATION

Wer im Augenblick einen Überblick über die Situation von Kirche und Amt geben will, sieht sich bei denen, die mit der Regelung kirchlicher Zusammenkünfte innerhalb und außerhalb der Pfarreien faktisch betraut sind, mit sehr unterschiedlichen Praktiken und Gedanken konfrontiert. Vor allem zeigt sich ein fundamentaler Unterschied zwischen den Ideen und der Praxis der offiziellen Autoritäten einerseits und andererseits derjenigen, die Woche für Woche für die Gottesdienste in ihrer Kirchengemeinschaft Verantwortung tragen.

Im Folgenden soll sehr vorläufig beschrieben werden, wie die Verhältnisse liegen und welche Probleme sich im Alltag stellen.

Situation

Die offiziellen Autoritäten verfolgen bei der Leitung der Eucharistiefeiern, bisweilen auch bei der Spendung anderer Sakramente, eine strenge und eindeutige Linie: Nur ein geweihter Priester kann und darf bei der Feier der Eucharistie (bei der Spendung der Krankensalbung sowie bei der Verkündigung) die Leitung übernehmen. Bei Abwesenheit eines geweihten Priesters kann von einer Eucharistiefeier keine Rede sein.

Vor einiger Zeit wurde dieser Standpunkt in Trouw (25. März 2006) wie folgt erläutert: „Nach der Lehre der Kirche sind Wort- und Kommunionfeiern nur eine halbe Sache: Man sitzt zwar in der Kirche, aber verpasst die Eucharistie. Pastorale Mitarbeiter können Brot und Wein nämlich nicht selbst in den Leib und das Blut Christi ‚umsetzen‘. Sie können nur die Hostien austeilen, die zuvor ein Priester

während einer Eucharistiefeier geweiht hat.“ Kurz darauf schrieb im selben Blatt A. Hurkmans, Bischof von 's-Hertogenbosch und innerhalb der Bischofskonferenz Sprecher für Liturgiefragen: „Dort, wo wirklich keine Eucharistiefeier möglich ist, können Wort- und Kommunionfeiern eine sehr wertvolle Rolle spielen. Wenn aber eine Wort- und Kommunionfeier auf der liturgischen Menükarte endgültig als gleichwertige Alternative zur Eucharistie erscheint, dann wird deren einzigartige Bedeutung für das Leben der Kirche verkannt. Dann erbauen wir die Kirche von morgen auf einem zu unsicheren Grund“ (6. April 2006).

Offensichtlich teilt vor Ort ein – vermutlich großer – Teil diesen Standpunkt nicht. Viele Pfarreien und Glaubensgemeinschaften sind mit der nüchternen Tatsache konfrontiert, dass ihnen schon jetzt oder in Kürze kein geweihter Priester mehr zur Verfügung steht und dass es auch keine Aussicht auf Verbesserung dieser Situation gibt. Die Kirchenleitung versucht, diesen zunehmenden Mangel teils durch den Import geweihter Priester aus dem Ausland, teils durch eine Politik der Regionalisierung zu beheben: Pfarreien werden zusammengelegt; nur ein Priester hat dann mehrere Pfarreien zu versorgen. Viele Gemeinschaften an der Basis sind über diese Situation zumindest unglücklich. Hier und da versucht man diese Politik zu umgehend.

Doch haben die kirchlichen Gemeinschaften gegen diese Situation einen grundlegenden Einwand. Er lautet: Die offizielle Kirchenleitung entscheidet sich prinzipiell für den Schutz des Priesteramtes in seiner heutigen Form gegenüber dem Recht der Glaubensgemeinschaft auf Eucharistie. Ihr ist die Beachtung der offiziell bestätigten Hochgebete und vor allem das Aussprechen der Einsetzungsworte nicht nur wichtiger als die Gemeinschaft der Gläubigen; theoretisch und praktisch setzt man so die ausschließliche, dem geweihten Priester reservierte Vollmacht durch.

Vielen Pfarreien und Glaubengemeinschaften gilt diese Struktur nicht nur wegen der aktuellen Notlage als reformbedürftig, sondern auch deshalb, weil sich das Verständnis von Eucharistie und Eucharistie-spendung seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil verändert hat. Die

Regelungen zur Feier der Eucharistie und zur Spendung anderer Sakramente befinden sich in einer allgemeinen Krise. Im Folgenden soll diese Krise analysiert und benannt werden. In den dann folgenden Kapiteln wird von der Schrift und der Überlieferung her begründet, wie man ihr möglicherweise begegnen kann.

Problematische Punkte

Zur Überwindung des beschriebenen Dilemmas behelfen sich viele Pfarreien und Kirchengemeinschaften dadurch, dass sie bei der Präsentation nach außen zwischen einer „Eucharistiefeier“ und einer „Wort- und Kommunionfeier“ unterscheiden. Die „Eucharistiefeier“ wird von einem geweihten Priester geleitet. In einer „Wort- und Kommunionfeier“ werden die Einsetzungsworte zwar ausgesprochen, aber schon vorher konsekrierte Hostien ausgeteilt, weil ein Nicht-Priester die Leitung innehat. Oft wird diese Unterscheidung zuvor im Programm angekündigt, so dass die Kirchenbesucher informiert sind und auch entscheiden können, ob sie zur angekündigten Feier gehen wollen oder nicht.

Der wichtigste Grund für dieses Vorgehen wird mit den Worten umschrieben: Es geht nicht anders. Pfarreien entscheiden sich für diese Lösung aus der Notlage heraus; eigentlich gäben sie sie lieber auf, denn in beiden Gottesdienstformen sehen sie vollwertige Gottesdienste. Auch die Kirchgänger erleben beide Formen des Feierns überwiegend als vollwertig. Sie erfahren kaum einen Unterschied, denn ein großer Teil des Kirchenvolkes schätzt eine Wort- und Kommunionfeier genauso wie eine Eucharistiefeier im strengen Sinn.

Auch für das gläubige Erleben ist der Unterschied zwischen „Eucharistiefeier“ und „Wort- und Kommunionfeier“ oft nicht oder kaum relevant. Vor allem führt er zu prinzipiellen Einwänden (darüber später). Deshalb haben manche Glaubensgemeinschaften den Wunsch, diese Unterscheidung aufzugeben. Bisweilen ist von „Agapefeier“ oder von „Gedächtnisfeier“ die Rede; bisweilen spricht man nur von einer „Wochenendfeier“ oder „wöchentlichen Feier“ und lässt dabei offen, ob ein geweihter Vorsteher anwesend ist oder nicht. Andere

sprechen für den Fall, dass der geweihte Priester ausfällt, von einer „Notfeier“. Das vorherrschende Bild an diesem Punkt lässt sich so umschreiben: Man balanciert am Rande dessen, was die höhere Hand formell zugesteht. Ab und zu werden zur Vermeidung von Problemen Grenzen überschritten oder verwischt. Von ihrer tiefsten Glaubensüberzeugung her blieben die Pfarreien gerne von der Verpflichtung zu dieser Unterscheidung verschont.

Dabei ist man sich darüber einig, dass für die Leitung von Gottesdiensten auch an Laien hohe Anforderungen zu stellen sind. Oft müssen sie einen Vorbereitungskurs absolvieren. Bisweilen legt man eine Probezeit zur Beurteilung der Frage fest, ob die Betroffenen zur Erfüllung ihrer Aufgabe hinreichend befähigt sind. Nirgendwo ist zu hören, man könne jemanden einfach so und ohne jede Form der Auswahl mit dieser Aufgabe betrauen. Dagegen wird die Wahl derer, die dieses Amt ausüben sollen, überall als eine Aufgabe der Gemeinde gesehen; die Wahl kommt also mit oder ohne ein bestimmtes festgelegtes Verfahren von unten. Es herrscht die tiefe Glaubenseinsicht, dass die Leitung von Gottesdiensten in einer Gemeinde nicht nur von der Gemeinde aus zu stützen und zu bestätigen ist, vielmehr ist die Gemeinde im Prinzip sogar die Instanz, die diese Gemeindeleitung begründet und in die Tat umsetzt. Solche Pfarreien oder Kirchengemeinschaften erkennen also überwiegend an, dass die Gottesdienstleitung in der Gemeinde von unten kommt und von der Gemeinde selbst bestimmt wird. Bei der Anstellung eines Laien zur Leitung des Gottesdienstes gibt es also keinen Unterschied und keine Klausel, die festlegt, dass der Kandidat ein Mann ist. Frauen können dieses Amt genauso ausüben wie Männer, so die vorwiegende Überzeugung.

In allen Fällen wird die gegenwärtige Situation als beengend erfahren. Das Bistum setzt mit Nachdruck auf klerikale Pfarreien. Falls die Pfarreien jedoch die Gelegenheit dazu bekämen, würden sie sich prinzipiell für andere Regelungen entscheiden, in denen „geweihte“ Priester und „berufene“ Laien (Männer und Frauen) gleichberechtigt arbeiten können. Die Pfarreien gestalten die Beziehungen zum Bistum meist so offen wie möglich, doch hat sich ein Teil dafür entschieden, nicht alles in die Öffentlichkeit zu bringen. Man erfährt die

gegenwärtige Situation als von oben her blockiert: Die Pfarreien können nicht tun, was sie aus ihrer pastoralen Sorge heraus tun möchten.

In manch einer Pfarrei gibt es denn auch einen mehr oder weniger klar ausgearbeiteten „Katastrophenplan“: Was ist zu tun, wenn die höhere Autorität eingreift und bestimmte Entwicklungen verbietet? Bisweilen ist man dann nicht dazu bereit, jeden von dieser Autorität bestimmten Priester als Gottesdienstleiter zu akzeptieren. In diesem Fall wollen sich manche sogar weigern, dem vom Bistum bestimmten Gottesdienstleiter die Kirchenschlüssel auszuhändigen. Andere möchten sich auf keine Konfrontation mit dem Bistum einlassen, vielleicht haben sie dazu nicht den Mut. Doch in jedem Fall will jede der betroffenen Glaubensgemeinschaften innerhalb der großen Gesamtheit der katholischen Kirche bleiben. Hier und da erfährt man den Umgang mit dem Bistum als einen Eiertanz. Einerseits sind nicht alle Probleme einen Streit mit dem Bistum wert, andererseits fühlt oder erfährt man sich vor den Kopf gestoßen; bisweilen kann man nicht tun, was man aus Überzeugung tun möchte. Der höheren Hand wird vorgeworfen, sie wolle die Kirche mit Hilfe von auferlegten Strukturen und mit Mitteln der Macht zusammenhalten. Wovon man auf Pfarrebene gerne träumt, das stößt immer wieder auf praktische und lehramtliche Probleme. „Was auch geschehen mag, wir machen weiter“, sagen manche. Aber dem steht die Angst vieler gegenüber, ihr Traum werde sich nie erfüllen. Faktisch ist das Verhältnis zwischen der höheren Autorität und der Basis äußerst verletzlich und schwierig. Man vertraut einander überhaupt nicht oder nur in geringem Maß.

Zwiespältigkeit

Wie schon gesagt, entwickelt eine wachsende Anzahl von Pfarreien und Glaubensgemeinschaften Lösungen in eigener Regie. Schon die Unterscheidung zwischen „Eucharistiefeier“ und „Wort- und Kommunionfeier“ (oder etwas Ähnliches) gehört dazu. Doch zur Not nimmt man es in der Praxis mit dieser Unterscheidung nicht so genau. Beim möglichen Mangel von konsekrierten Hostien geht man dann anderswo auf Suche und findet dann doch nicht, dass die Lö-

sung der Eucharistiefeier würdig wäre. Bisweilen ergänzt man den eigenen Vorrat an konsekrierten Hostien mit nicht konsekrierten Hostien und entschuldigt sich damit, dass das „doch niemand weiß“. So hat man den Eindruck, dass man den genannten Unterschied eher macht, um mit der höheren Autorität keinen Konflikt zu bekommen, als auf Grund einer inhaltlichen Glaubensüberzeugung, die eine wirkliche Unterscheidung akzeptiert. Die praktizierten Lösungen werden also nicht als stimmig erlebt, sondern vielmehr als Schein- oder Notlösungen erfahren.

Dasselbe gilt für andere Punkte, die mit dieser Unterscheidung verwandt sind. So nimmt man es in der Praxis mit dem Gebrauch von offiziellen, von der kirchlichen Autorität zugestandenen Hochgebeten ohne viel Gewissensbisse nicht so genau. Manche Pfarreien nennen die offiziellen Richtlinien an diesem Punkt sinnlos und handeln dementsprechend. Offensichtlich werden die Gebete, die von den Gottesdienstleiter/innen oder der Gemeinde verfasst sind, oft mehr als die offiziell vorgeschriebenen geschätzt, weil sie besser auf das eingehen, womit man sich im täglichen Leben beschäftigt. Oft zeigen sich der Wunsch und die Praxis, die festgelegten Einsetzungsworte durch verständlichere Formulierungen zu ersetzen, die besser auf den neuen Glaubensinstinkt eingehen. Auch hier zeigt sich immer wieder, wie beengend man die von der kirchlichen Autorität festgelegten Worte und Handlungen erfährt. Faktisch; mehr oder weniger heimlich geht man seinen eigenen Weg. Die ganze Skala dieser Fragen zeigt ein ziemlich hohes Maß an notgedrungener Unechtheit, Hinterhältigkeit, an verborgenem und möglichst geheimem Widerstand. Es scheint so, als befände sich die Kirche an diesen Punkten in einer Katakombensituation, als wolle oder könne man über Tage nicht wissen, was unter Tage geschieht.

Eine vergleichbarer Zwiespalt bricht bei der Wahl und Anstellung von Laien als Leiter/innen von Wort- und Kommunionfeiern auf. An diese Personen werden klare Forderungen gestellt. Bisweilen will man die Gleichwertigkeit mit dem von oben anerkannten Priester betonen. Um der Exklusivität des Priesters insgesamt zu entgehen, ist z.B. von einer „Pastoralgruppe“ die Rede.

In der bestehenden Konfliktsituation zwischen dem Bistum auf der einen und vielen Pfarreien auf der anderen Seite spielen die Finanzen eine besondere Rolle. Auch da ist es zu Schwierigkeiten gekommen. Manchmal geben Pfarreimitglieder der Pfarrei keinen finanziellen Beitrag mehr, weil ein Teil davon an das Bistum weitergeleitet wird. Deshalb wurde an manchen Orten eine unabhängige, ganz auf eigene pastorale und diakonale Ziele ausgerichtete Stiftung ins Leben gerufen. Die Pfarreimitglieder, die keine Überweisungen an die Diözese wünschen, können ihren finanziellen Pfarreibeitrag dorthin überweisen. Solche Stiftungen haben eigenen, vom Kirchenvorstand unabhängigen Vorstand und nehmen die gewählten Laien als Leiter/innen in Dienst. So verwirklicht man wieder mit dem Ziel zweigleisige Strukturen, der ausschließlichen Macht von oben zu entgehen.

Allerdings sind die Kirchengebäude meistens Eigentum des Bistums; deshalb hat die kirchliche Autorität die Macht, Gottesdienste innerhalb dieser Kirchen zu verhindern oder darauf wenigstens einen starken Einfluss zu nehmen. Viele Pfarreien erfahren auch diese Situation als bedrückend: Mit Händen und Füßen fühlt man sich gebunden. Man kann nicht tun, was man tun möchte. Man hat das Gefühl, dass man gegen unerschütterliche Mauern anrennt, die verhindern, was gemäß diesen Pfarreien möglich sein müsste. Die finanziellen Fakten zwingen die Gläubigen an der Basis, sich an die Vorschriften zu halten. Man fühlt sich nicht frei. Also sucht man Schleichwege, um dieser als beengend erfahrenen Situation zu entgehen. Bisweilen gleicht die Kirche dann mehr einer zurückhaltenden Widerstandsorganisation als einer von oben beseelten Glaubensgemeinschaft.

Zukunft

Auf die Frage: „Was wäre Ihr Wunsch für die Zukunft?“ antworten Pfarreien oft: unseren eigenen Weg zu gehen. Gemeint ist damit keine unkontrollierte Zügellosigkeit, aber in eigener und aufrichtiger Verantwortlichkeit und aus der ebenso eigenen und aufrichtigen Glaubensüberzeugung heraus will man tun können, wovon man zutiefst überzeugt ist, dass es zu tun sei.

Das beinhaltet erstens, dass die Vorsteher/innen von Eucharistiefiern

prinzipiell von der Gemeinde selbst, also von unten wählbar sind.

Das heißt nicht, dass man eine Bestätigung, einen Segen oder eine Weihe durch die kirchliche Autorität (konkret: durch den Bischof) nicht für wünschenswert hielte. Im Gegenteil, man hält eine solche Bestätigung oder Weihe für das Amt für sehr wichtig. Man wünscht sich ein Ritual: In ihm ersucht die Glaubensgemeinschaft den Bischof, von ihr selbst ausgewählte und vorgeschlagene Personen – Männer und Frauen – zu Vorsteher/innen zu weihen, daraufhin vollzieht der Bischof diese Weihe. Es kommt in diesem Ritual zu einem Zusammenspiel von unten und oben: Die Gemeinschaft schlägt vor, der Bischof weiht und besiegelt den Vorgang gemäß der apostolischen Tradition. Es geht überhaupt nicht darum, dass man die kirchliche Autorität und die apostolische Tradition nicht akzeptiert. Im Gegenteil, man würde diese Autorität gerne wieder in diese Tradition einfügen, also mehr respektieren, als dies jetzt der Fall ist.

Konkret besteht folglich auch der Wunsch, dass bei der Eucharistie die Einsetzungsworte von Vorsteher/in und Gemeinde (als Basis und Geburtsort dieses Amtes) gemeinsam ausgesprochen werden. Man ist davon überzeugt, dass das Aussprechen dieser Worte kein ausschließliches Recht, keine ausschließliche Vollmacht des Priesters ist; denn dann bekämen ein solches Recht und eine solche Vollmacht einen geradezu magischen Charakter. Es ist die bewusste Glaubensäußerung der gemeinsamen Gemeinde, die ihre Stimme dem Vorsteher oder der Vorsteherin leiht.

Aufgabe und Amt des Vorsteheramtes werden in dieser Zukunftsvision fundamental demokratisiert. Der Vorsteher bzw. die Vorsteherin sind Teil der Gemeinde, jemand aus ihrer Mitte. Andererseits wirkt eine Person in diesem Amt als ein selbständiges „Gegenüber“ der Gemeinde. Kraft dieses Amtes haben Vorsteher bzw. Vorsteherin der Gemeinde von der Tradition und der Hl. Schrift her etwas zu verkünden und zur Sprache zu bringen. Diese Funktion ist also im wörtlichen Sinn doppelt: Durch die Gemeinde und von ihr aus berufen bekommen Vorsteherin bzw. Vorsteher von derselben Gemeinde den Auftrag, ihr zu sagen, was zu sagen ist. Sie sind aus der Gemeinde,

aber das Amt verpflichtet sie dazu, von oben her in Richtung dieser Gemeinde etwas zur Sprache zu bringen. Obwohl aus der Gemeinde genommen und immer noch Glied dieser Gemeinde, erhält dieses Amt von der Gemeinde im wörtlichen Sinn des Wortes „Autorität“. Er oder sie hat etwas zu sagen und muss das auch tun, wenn das Amt einen Sinn haben soll.

Diese doppelte Position gilt auch für den Vorsitz beim Hochgebet in der Eucharistie. Der auszuführende Ritus wird durch die Gemeinde und von ihr aus erwartet und dem Vorsteher bzw. der Vorsteherin anvertraut. Durch die Weihe erhalten sie keine Vollmacht zu etwas, das andere nicht auch tun könnten. Wohl aber überträgt die Gemeinde ihnen eine bestimmte Verantwortlichkeit (eher als eine Vollmacht), um für alle und im Namen aller zu handeln. So erhebt die Gemeinde Vorsteher oder Vorsteherin sozusagen über sich selbst. Sie treten, wenn man so sagen darf, kurz zurück, um zur Verleiblichung, zu Hand und Stimme der Gemeinde zu werden. Der rituelle Vollzug geschieht also ausschließlich, aber nicht so ausschließlich, als würde er Vollmacht verleihen oder als wäre er im wörtlichen Sinn außerordentlich. Er geschieht nicht „unter Ausschluss von euch“, sondern „unter Einschluss von euch, dank euch und in eurem Namen“.

Zahlen

Schließlich seien noch einige Zahlen genannt. Die Anzahl der Eucharistiefeiern in den Niederlanden (pro Wochenende) ist zwischen 2002 und 2004 von ungefähr 2200 auf 1900 gesunken; die Anzahl der Wort- und Kommunionfeiern in derselben Periode von 550 auf 630 gestiegen. In den meisten niederländischen Bistümern beträgt die Anzahl der Wort- und Kommunionfeiern etwa die Hälfte der Anzahl der Eucharistiefeiern. In den Bistümern Utrecht (165 Feiern pro Wochenende im Jahr 2004) und Breda (70) entschieden mehr. Das Bistum Den Bosch zeigt 2004 die stärkste Verschiebung: pro Wochenende 95 Eucharistiefeiern weniger als 2003, 50 Wort- und Kommunionfeiern mehr. Das Bistum Groningen/Leeuwarden hält den Rekord. Dort sind in den vergangenen Jahren die Anzahl der Wort- und Kommuniondienste so hoch wie die Anzahl der Eucharistiefeiern (50 pro Wochenende). Im Bistum Roermond finden nicht nur die meisten

Eucharistiefiern statt (530 pro Wochenende im Jahr 2004), sondern auch bei weitem die wenigsten Wort- und Kommunionfeiern. Nach dem Sprecher Bemelmans liegt der Grund zum Teil in der Tatsache, dass Roermond sehr wenig Pastoralreferenten hat. „Aber das verdanken wir auch unserer Entmutigungsstrategie. Wir nennen solche Feiern ‚Eucharistie mit einem Loch‘.“ Das Bistum Roermond befindet sich in einer relativ günstigen Position. Es verfügt über genügend Priester, um jede Woche in jeder Pfarrei eine Eucharistiefeier zu halten. Bemelmans: „Aber wir müssen auch Kirchen schließen, etwa zwanzig in den vergangenen 10 Jahren. Schon seit Jahren setzten wir uns für weniger Feiern ein – lieber pro Wochenende nur eine echte Messe. Und wir holen Priester aus dem Ausland, zum Beispiel aus Indien und Argentinien.“ Nur die Bistümer Haarlem und Utrecht waren im Versuch erfolgreich, die Anzahl alternativer Feiern im Jahr 2004 wirklich zu beschränken und selbst eine leichte Zunahme von Eucharistiefiern zu erreichen. „Wir sind entschlossen, die Anzahl der Wort- und Kommunionfeiern in unserem Bistum noch weiter zurückzudrängen.“ So Wim Peeters, Sprecher im Bistum Haarlem.

Die wachsende Diskrepanz zwischen der kirchlichen Basis und der Leitung von oben lässt sich kaum deutlicher als mit diesen Zahlen formulieren.

Zwischen den strikten Auffassungen von Kirche, kirchlichen Gottesdiensten und Ämtern einerseits sowie den vielfach abweichenden Meinungen und Praktiken andererseits besteht also ein tiefgreifender Unterschied. Regelmäßige Berichte in Zeitungen, Zeitschriften und im Fernsehen sowie unsere eigenen, hier wiedergegebenen Stichproben lassen darüber keinen Zweifel.

Zur Beurteilung der Situation und im Blick auf einige Folgerungen sind die genannten Probleme in einen größeren Zusammenhang zu stellen. So gilt das Augenmerk zunächst einem angemessenen Verständnis von Kirche.

2. WAS IST KIRCHE?

Ein vergessener Schritt

Die Kluft, mit der wir heute oft und in schmerzlicher Weise konfrontiert sind, geht auf das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) zurück. Nicht, als ob die Probleme erst damals entstanden wären. Aber damals kamen die schon viel länger schlummernden Gegensätze auf „höchstem“ Niveau ans Licht. Ein überlegener flämischer Sachkenner, der das Konzil aus der Nähe verfolgte, stellte das 1967 fest. Er verwies auf zwei unterschiedliche Strömungen, „deren eine nach wie vor die klassischen Wege des vorhergehenden Jahrhunderts [gemeint ist das 19. Jh.] folgen wollte, währenddessen die andere für die gegenwärtige theologische Entwicklung eine größere Offenheit zeigte“¹.

Während des Konzils zeigte sich im Kirchenverständnis schon sehr schnell ein erster, höchst bedeutsamer Unterschied, denn nach intensiver Beratung beschlossen die versammelten Bischöfe, im Dokument über die Kirche die ursprünglich vorgeschlagene Kapitelabfolge zu ändern, um ein neues Kapitel einzufügen zu können. Sein Titel lautete: „Das Volk Gottes“. Erst danach sollte die Hierarchie (Papst und Bischöfe) ausdrücklich zur Sprache kommen.

Zum Missvergnügen der „klassischen“ Konzilsteilnehmer wurde diese Einfügung von der Konzilsmehrheit übernommen, kurz aber kräftig begründet. Man stellte fest, Ziel der Kirchengemeinschaft bildeten das „Volk selbst und das Heil des Volkes“. Danach wurde bestimmt: „Die Hierarchie ist als Mittel auf dieses Ziel ausgerichtet.“ Streng genommen ist die Hierarchie also von sekundärer Bedeutung. Dass die Debatte darüber besonders heftig war, kann nicht verwundern, denn diese Sicht der Dinge hat weitgehende Konsequenzen. Gerade ihretwegen wurde dieser Schritt nach Beendigung des Konzils in den Hintergrund gedrängt. Die leitenden Organe der zentralen Kirchenorganisation hatten an diesem erneuerten Kirchenbild kein Bedürfnis mehr. Die Erneuerung wurde zum „vergessenen Schritt“.

¹ G. Philips, *De dogmatische constitutie over de kerk*, Antwerpen 1967, S. 12.

Aber die damals bei vielen erwachte Hoffnung ist nie mehr ganz verschwunden. Klar war nämlich geworden: Die Kirche ist nicht in erster Linie eine hierarchische Organisation, die von oben, also von Papst und Bischöfen auferbaut wird. Nein, die Kirche ist in ihrer Ganzheit das durch die Jahrhunderte hin pilgernde Gottesvolk, in dem eine große Verschiedenheit von Geistesgaben wirkt. Indem man diese Gaben anerkannte und hochschätzte, entstand im Lauf der Jahre eine organische Glaubensgemeinschaft. Ursprünglich unterschieden sich Inhalt und Namen der Geistesgaben in den verschiedenen Regionen, in denen das Evangelium angenommen wurde. In diesem Rahmen und je nach den unterschiedlichen Bedürfnissen einer Gemeinschaft wurden auch die offiziellen Funktionen verschieden ausgestaltet.

Leitung in der Gemeinschaft

Eine der Gaben, die sich überall manifestieren musste, war die Gabe der Leitung. Meistens vollzog der Stifter einer Gemeinde diese Funktion wie selbstverständlich. Aber oft hat in der darauf folgenden Periode die Gemeinde als ganze das letzte Wort. Schließlich muss sie beurteilen, was ihr zum Aufbau dient².

Im Laufe der Zeit wurde der Leitungsdienst differenziert und mit verschiedenen Begriffen umschrieben. Neben den Aposteln und Propheten gab es in der Gemeinde unbestreitbar auch Evangelisten, Hirten und Lehrer (Ef. 4, 11). Ferner traten in den späteren paulinischen Gemeinden auch Diakone, Aufseher (Episkopen) und ein „Rat von Ältesten“ (Presbyter) auf (1 Tim. 3, 1; 3, 8; 4, 14). Die Übertragung der Leitung wurde weiter institutionalisiert. Die gewählte leitende Person empfing die Gnade durch „prophetische Worte“, die vom Rat der Ältesten „unter Handauflegung“ ausgesprochen wurden.

Die rituelle Übertragung der Gabe der Gemeindeführung und des liturgischen Vorsitzes nannte man in der Antike „Sakrament“. Mit die-

² 1 Kor. 12, 7. 10; 14, 3 – 5. 12. 32; so J. Tigcheler, *Bouwen op het fundament van apostelen en profeten*, in: *Speling* 57 [2005], nr.4, S. 18.

sem Begriff umschrieben die kirchlichen Gemeinschaften ursprünglich viele Gebräuche. Augustinus war davon sehr überzeugt. Wenn das gläubige Volk etwa das Gebet mit einem „Amen“ bestätigte, nannte man diesen Ruf schon „Sakrament“. Das geschah in der Glaubensüberzeugung, dass alle Handlungen innerhalb der Kirchengemeinschaft etwas Sakramentales haben, weil sie das Heilige in sichtbaren Zeichen und Handlungen vergegenwärtigen. Erst Jahrhunderte später wurde der Begriff „Sakrament“ für die heute bekannte Siebenzahl reserviert.

Kirche als Pyramide

Im Lauf der Kirchengeschichte kam es im Verständnis der Gemeindeführung zu Veränderungen, die mit einem veränderten Kirchenverständnis zusammenhängen. In der herrschenden und strengen Auffassung wird das Priestertum als Teil einer Pyramide verstanden. Die Spitze der Pyramide, also die höchste hierarchische Leitung reicht bis in den Himmel, hat am göttlichen Leben also in maximaler Weise teil. Von dieser Spitze steigt dann das übernatürliche Leben durch priesterliche Vermittlung hinab bis zu den niedrigsten Regionen der Kirche und erreicht schließlich ganz unten die Basis dieser Pyramide, also die „Laien“. So werden die Sakramente zu wesenhaften „Gnadenmitteln“, die nur funktionieren können, wenn sie von geweihten Amtsträgern gespendet werden. Dieses Kirchenbild wurde im Lauf der Jahrhunderte ausgearbeitet und in ein juridisches System gebracht, das schließlich in ein kirchliches Gesetzbuch mündete.

Nach diesem Modell wird ein Priester bei seiner Anstellung „geweiht“. Damit erfährt er eine Art von Wesenverwandlung, weil seine ganze Person und sein ganzes Wesen geheiligt werden. Die Weihe nimmt ihn nämlich in die besondere Sphäre des Übernatürlichen und des Heiligen auf. Dadurch ist er per se über die Sphäre des Natürlichen und Profanen erhoben und als Einziger dazu befugt, „gültige“ (d.h. juristisch anerkannte) sakramentale Handlungen zu vollziehen.

Zwischen den Laien und den geweihten Amtsträgern entsteht so ein „wesenhafter“, unauslöschlicher Unterschied. Natürlich kann in dieser Sicht der Dinge von einem „Teilzeit“-Priestertum keine Rede

mehr sein. Man ist ‚wesenhaft‘, also von Kopf bis Fuß, von morgens früh bis abends spät Priester, „bis in Ewigkeit“.

Ein anderes Modell: Die Kirche als Leib

Doch hat die Einfügung eines neuen Kapitels in die Kirchenkonstitution des 2. Vatikanischen Konzils den Blick auf ein anderes Kirchenmodell eröffnet, das nicht mehr so streng hierarchisch, sondern organischer und auf die Gemeinschaft als ganze ausgerichtet ist. Dieses Modell knüpft beim paulinischen Bild der Kirche als Leib an und eröffnete wieder den Raum für eine andere Sicht des Gemeindeführers. In der ersten Zeit der Kirche beinhaltete bei mehreren kirchlichen Gemeinschaften die Anstellung eines Leiters ja keine „Weihe“, denn es ging vor allem um dessen „Einordnung“ [Ordination] in einen differenzierten Leib. Der Leiter wurde nicht kraft einer Weihe in eine andere Seinsordnung erhoben, sondern von der Gemeinschaft zu einer bestimmten Funktion ausgewählt und für sie angenommen. Diese Person konnte Leiter/in einer Gemeinde sein und – wie Paulus – zugleich einen profanen Beruf ausüben. (vgl. 1 Kor. 4, 12; Apg. 18, 3–4; 20, 34). In dieser Konzeption macht es keinen Sinn, von vornherein eine bestimmte Menschengruppe von der Zulassung zu einer solchen Funktion auszuschließen, weil ihr „Wesen“ unrein oder zu irdisch wäre. Der Apostel Petrus bekam eine Schlüsselfunktion, obwohl er verheiratet war. Auch kannte die Alte Kirche Diakoninnen.

In dem augenblicklich geltenden hierarchischen Kirchen- und Amtsmodell hat der geweihte Priester für die Gnadenvermittlung eine Schlüsselfunktion. Diese Funktion ist unantastbar und duldet von innen her keine Konkurrenz. Das geweihte Amt prägt so sehr die gesamte Kirche, dass sie bei Abwesenheit eines Amtsträgers nicht funktionieren kann. Im „organischen“ Kirchenmodell des Leibes verhält sich das anders, da in ihm die Gemeinschaft der Glaubenden die hier und jetzt notwendige Verschiedenheit von Funktionen und Ämtern bestimmt. Solange aber der Gedanke einer bedrohlichen Konkurrenz noch vorherrscht, gibt es für eine solche organisch kooperierende Gemeinschaft keinen Raum.

Konkret gesagt: Solange das hierarchische Kirchenmodell weiterhin

dominiert, gibt es keinen Raum für Menschen, die wir heute pastorale Mitarbeiter/innen oder Helfer/innen nennen, denn von einer als Pyramide verstandenen Kirche aus kann man sie nur mit Argwohn betrachten. Man fürchtet, neben dem „gültig geweihten Priester“ könne ein „Parallelklerus“ entstehen.

Nicht Drohung, sondern Herausforderung

Was für die Konzeption der heutigen Kirchenleitung jedoch noch immer als Bedrohung gilt, eröffnet den aktiven „Laien“ in vielen örtlichen Gemeinschaften gute Möglichkeiten und deshalb als positive Herausforderung. Je mehr sie sich dessen bewusst werden, dass sie in einer alten kirchlichen Tradition stehen, die das Zweite Vatikanische Konzil wieder neu zu Ehren brachte, umso unbefangener können sie ihre Arbeit tun, denn diese Ermutigung inspiriert ihre eigene gläubige Kreativität. Die anderen Mitglieder der Gemeinschaft können sie unbefangen anerkennen, so dass sich in den gegenseitigen Beziehungen die noch immer spürbare Verkrampfung lockert.

3. EUCHARISTIE

Die Feier der „Eucharistie“ ist reich an Bedeutungen. „Eucharistie“ meint „Danksagung“. In der Eucharistie sagen wir dank für die Schöpfung, für unser Leben, für die befreiende Erinnerung an Israel und an Jesus. Zugleich wird darum gebetet, dass uns Gottes erschaffende und befreiende Kraft weiterträgt, inspiriert, dass sie uns Flügel verleiht, durch uns auch der Welt zugute kommt. Beim Teilen von Brot und Wein kommen in der Eucharistie Beten und Handeln zusammen; dieses Beten kann verschiedene Formen annehmen. Von alters her kennen wir die Einsetzungsworte in verschiedenen Versionen. Es sind also keine magischen Worte und sie dürfen, wie alte Texte zeigen, sogar fehlen.

Sakrament

Die Eucharistie wird „Sakrament“ genannt. Das Wort „Sakrament“ kommt aus dem Lateinischen und meint die Leistung einer religiösen Garantie. Im römischen Heer wird der militärische Treueid „sacra-

mentum“ genannt. Dieses Wort wurde von der westlichen, lateinisch sprechenden Kirche übernommen und in der Kirchengemeinschaft dazu verwendet, die Eucharistiefeier (und andere Handlungen) zu deuten. Das von der griechisch sprechenden Kirche des Ostens verwendete Wort lautet „mysterion“. Inhaltlich ist es angemessener und meint etwas, das aus der Verborgenheit in die Öffentlichkeit tritt.

Wer die Eucharistie verstehen will, muss von dem ausgehen, was beim Feiern der Eucharistie geschieht. Diese „Danksagung“ hat die Form einer gemeinsamen (rituellen) Mahlzeit und das begleitende Gebet gibt das Besondere dieser Mahlzeit an. Wir essen nicht ausführlich miteinander, sondern in einer Geste „ballen“ wir sozusagen das „zusammen“ [„sym-bolisieren“ wir also], worum es in dieser Mahlzeit geht³. In den westlichen Sprachen haben sich die Worte „Sakrament“ und „Symbol“ zu weit voneinander entfernt.

Teilen

Die Eucharistie ist nicht unser „Besitz“. Im Teilen von Brot und Wein erkennt die gläubige Gemeinschaft wieder, worum es in der Thora (der jüdischen Tradition) geht, und wie dieses Teilen in Jesus Gestalt gewonnen hat; in dieser gemeinsamen Mahlzeit steht das Teilen zentral. So bringen wir in der Feier der Eucharistie unser Vertrauen zum Ausdruck; wir begehen und feiern, dass das Leben zutiefst ein Teilen ist; wir bekunden uns gegenseitig und der ganzen Welt unser Vertrauen darauf, dass Gott selbst sich uns mitteilen will, dass er uns vorbehaltlos annimmt und wir in der Nachfolge Gottes uns selbst weggeben wollen.

Das hat uns Jesus von Nazaret vorgelebt und vorgemacht, da er sein Leben bis hin zum Kreuz weggegeben hat. Dieses grenzenlose Teilen ist befreiend: Es macht uns frei von fesselnden Banden, vom Bösen und von unseren Verfehlungen, von „Sünden“ und von einer Vergangenheit, die uns niederdrückt. Es gibt uns gegenüber der immer unsicheren Zukunft das Versprechen, dass wir auch dann auf den Gott

³ Das Wort „Symbol“ kommt vom griechischen Wort „symballein“, was „zusammenfügen“ bedeutet und wegen der Lautähnlichkeit hier als „zusammenballen“ umschrieben wird.

vertrauen dürfen, der die Liebe ist.

Gegenwärtig

Wenn wir gemeinsam Brot und Wein teilen und tun, was Jesus getan hat, dann ist Jesus in unserer Mitte. Das Brot, das gebrochen wird, verweist ausdrücklich auf sein Leben und auf seinen Tod, der Wein auf seine Lebens- und Geisteskraft, also auf sein Blut, was in der Sprache der Bibel je Lebenskraft meint.

Bei der Feier der Eucharistie wird die ganze Welt zum Thema⁴. Die Arbeit von Menschen, die Gewalt zwischen ihnen als Individuen und als Gruppen, der meistens durch ungerechte ökonomische Verhältnisse verursachte Nahrungsmangel, die vergiftete Umwelt sowie das Verlangen eines jeden Menschen, gesehen und ernstgenommen zu werden, – sie alle kommen auf den Tisch, auch wenn man sie nicht jedes Mal nennt.

Zum Thema werden auch die Geschichte des jüdischen Volks mit dem Auszug aus dem „Haus der Knechtschaft“, der Zug durch die Wüste und der Ruf nach Nahrung und Trank, die Verbannung, die Rückkehr ins Gelobte Land. Aber auch der Holocaust kommt auf den Tisch, so auch die Lebensgeschichte des Juden Jesus, sein Tod und seine Auferstehung sowie die ganze Geschichte von Gut und Böse derer, die versuchten, ihm nachzueifern. Dass Menschen nach wie vor Eucharistie feiern, bringt ihre Hoffnung zum Ausdruck, es werde eine Zeit kommen, in der jeder Menschen sein Recht erhält.

Mahlzeit für den Weg

Die Eucharistie vereinigt Menschen um Jesus, um ein Opfer also, das sich weigerte, andere zu Opfern zu machen. Für den Gang unseres Lebens ist sie eine Mahlzeit für unterwegs. Sie rundet die Einswerdung aller Menschen oder aller Christen nicht ab, ist also noch nicht der Augenblick, an dem Gott alles in allem sein wird, denn wir sind

⁴ Der niederländische Text arbeitet hier mit Metaphern der niederländischen Sprache: was „auf den Tisch“ (Tisch auch = Altar) kommt, wird offengelegt und steht zur Debatte; wird mit offenen Karten verhandelt

noch unterwegs und Menschen verschiedenster Art können sich dabei anschließen, solange sie den Sinn dieses Rituals teilen. Die Mahlgemeinschaft ist also auch für Menschen aus anderen gläubigen Traditionen offen, zugleich werden wir in und durch diese Feier zu einer Gemeinschaft. Diese Gemeinsamkeit nimmt vorweg, was die Bibel „Reich Gottes“ nennt; sie antizipiert „den neuen Himmel und die neue Erde“, in der Gott alles in allem sein wird.

Opfer

Wir wissen um die Unterschiede zwischen dem Eucharistieverständnis vieler niederländischer Katholiken und dem. Der kirchlichen Autorität in Rom. Die Kirchenleitung erfährt den Akzent, den wir auf den Mahlcharakter legen, als Bedrohung. Charakteristisch dafür ist die Instruktion ‚Redemptionis Sacramentum‘ (Das Sakrament der Erlösung), die Kardinal Francis Arinze, Präfekt der Liturgiekongregation, am 25. März 2004 veröffentlichte. Diese Instruktion wurde in enger Zusammenarbeit mit der Kongregation für die Glaubenslehre erarbeitet, die damals noch unter der Leitung von Kardinal Joseph Ratzinger stand, der am 19. April 2005 zum Papst gewählt wurde.

In Nr. 38 der Instruktion heißt es: „Die beständige Lehre der Kirche über das Wesen der Eucharistie, die nicht nur ein Gastmahl, sondern auch und vor allem ein Opfer ist, muss mit Recht zu den grundlegenden Kriterien für eine volle Teilnahme aller Gläubigen an diesem so großen Sakrament gezählt werden. ‚Bisweilen wird ein stark verkürzendes Verständnis des eucharistischen Mysteriums sichtbar. Es wird seines Opfercharakters beraubt und in einer Weise vollzogen, als ob es den Sinn und den Wert einer brüderlichen Mahlgemeinschaft nicht übersteigen würde‘.“

So sind die Regelungen der Instruktion darauf ausgerichtet, so weit wie möglich alles auszuschließen, was den Eindruck erwecken könnte, dass die Eucharistie die Form einer Mahlzeit hat. Was aber das „Opfer“ der Eucharistie meint, belässt die Instruktion im Unklaren. Wir meinen, dass die Selbsthingabe Jesu in seinem Leben und Tod ein „Opfer“ genannt werden kann. Dieses Opfer wird hier vergegenwärtigt und die Anwesenden schließen sich diesem Opfer an. Das ist

mit den Worten von Teilen und Selbsthingabe gemeint.

Die Vorliebe der Instruktion für das Wort „Opfer“ hängt mit ihrer einseitigen Betonung des vertikalen Charakters der Eucharistie zusammen. Dabei wird ein Bild aus der antiken Philosophie vorausgesetzt: Durch den priesterlichen Vorsteher, der Jesus repräsentiert, steigt alles Gute stufenweise von oben auf die Menschen nieder. Diesem herabsteigenden Geschehen entsprechen die Gläubigen mit einem stufenweisen, durch Vermittlung des Vorstehers aufsteigenden Geschehen, das dann „Opfer“ genannt wird.

Bei diesem Bild legt sich eine Amtsauffassung nahe, in der der Vorsteher zwar „Diener“ genannt, faktisch aber genau eine Stufe höher als seine Mitgläubigen gestellt und so mit einer Macht über sie umkleidet wird. Obwohl man mit dem Munde behauptet, die Eucharistie sei der Mittelpunkt der kirchlichen Liturgie, wird die Feier der Liturgie vom Vorsteher abhängig gemacht und das Weihesakrament faktisch zum wichtigsten Element.

In unserem Eucharistieverständnis ist diese Feier ein brüderliches und schwesterliches Teilen von Brot und Wein, bei dem Jesus in unserer Mitte ist.

4. VORSTEHER/INNEN IN DER KIRCHE

Für jede Kirchengemeinschaft ist das Amt des Vorstehers eine der unverzichtbaren Funktionen, will man die Geschichte von Jesus in der Gemeinschaft lebendig erhalten; deshalb ist es von hoher Bedeutung. So wie eine Glaubensgemeinschaft das Recht hat, die Eucharistie als Sakrament der Einheit sowie der Verbundenheit miteinander und mit Christus zu feiern, hat sie auch ein Recht auf den Beistand von Amtsträgern als Schrittmachern und Inspiratoren, als evangelischen Identifikationsfiguren.

Doch gibt es von einem biblischen und theologischen Standpunkt aus keine einzig mögliche und einzig verantwortbare Form der Amtsaus-

übung. Auch eine Besinnung auf die Kirchengeschichte gibt uns an diesem Punkt keine eindeutigen Antworten auf die aktuellen Fragen des kirchlichen Amtes. Sie zeigt uns aber Alternativen, die zu denken geben.

Phasen in der Geschichte

Entsprechend den verschiedenen Kulturformen und Entwicklungen der Gesellschaften von Palästina, Kleinasien, Griechenland, Rom oder Ägypten hat die Ausübung des kirchlichen Amtes besonders im ersten Jahrtausend wechselnde Formen angenommen.

Auf Grund der Taufe haben in der jungen Kirche alle Glieder der kirchlichen Gemeinschaft den gleichen Rang: „Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid ‚einer‘ in Christus Jesus“ (Gal. 3,27-28). Mit ihren Talenten und Gaben („Charismen“) versehen alle Getauften innerhalb der Gemeinschaft von Gleichberechtigten ihren Dienst.

Im facettenreichen Leben der Glaubensgemeinschaften in der jungen Kirche gibt es natürlich Vorsteher/innen, Schrittmacher bei den missionierenden, katechetischen, prophetischen, liturgischen und den vielen anderen Aktivitäten, in denen Christen in gemeinsamer Verantwortlichkeit ihren Glauben zum Aufbau der Gemeinde einbringen. Das Funktionieren von Vorsteher/innen erfährt man als notwendig für den Aufbau der Kirche in der apostolischen Kontinuität und zur Erhaltung des apostolischen Erbes, nämlich des Evangeliums. Die Gemeinden selbst wählen und „rufen“ auf Grund erwiesener Leitungsqualitäten aus ihrer eigenen Mitte ihre/n Gemeindeleiter/in. Papst Leo d. Gr. (440-461) stellt fest: „Wer allen vorsteht, muss von allen gewählt werden.“ In der jungen Kirche werden diese Gemeindeleiter von der Gemeinschaft in das Gesamt aller Dienste und Aktivitäten „eingeordnet“, also „ordiniert“. Wie selbstverständlich übernehmen die Gemeindeleiter auch in den Eucharistiefiern den Vorsitz.

Nach der ersten Generation der Jesusjünger werden die Dienste in den verschiedenen Glaubensgemeinschaften allmählich gleichförmig-

ger geregelt. Auch wächst das Bedürfnis, diese „Ordination“ von Vorstehern mit einem liturgischen Dienst einzurahmen. Die Handauflegung durch die Leiter von Nachbargemeinden bringt die Kollegialität zwischen den lokalen Kirchengemeinschaften zum Ausdruck.

Zölibat

Weder die Kirche des Ostens noch die Kirche des Westens denkt in den ersten 10 Jahrhunderten daran, den Zölibat, also die Ehelosigkeit, zur Bedingung für den Zugang zum Amt zu machen. Sowohl verheiratete als auch unverheiratete Männer sind als Amtsträger willkommen. Gemäß der Kultur jener Zeit wird am Ende des 4. Jahrhunderts ein Gesetz der Enthaltung in die kirchliche Gesetzgebung aufgenommen. Es war ein liturgisches Gesetz, d.h. ein Verbot des sexuellen Umgangs in der Nacht vor der eucharistischen Kommunion. Diese Sitte war damals schon lange in Kraft. Als man seit dem Ende des 4. Jahrhunderts in der Kirche des Westens dann die Eucharistie täglich feiert, bedeutet das für verheiratete Priester praktisch eine permanente Enthaltung. Im Enthaltungsgesetz legt die Kirche des Westens diese Enthaltung für ihre verheirateten Priester gesetzlich fest.

Nachdem das Christentum im 4. Jahrhundert von der verfolgten Religion zur Staatsreligion wurde, übernimmt der Klerus immer mehr den Status von Autoritätsträgern. Was zuerst amtliche Diakonie, also eine dienende Funktion war, kam jetzt in Begriffen der Macht, als Weihenvollmacht und als Rechtsbefugnis, zum Ausdruck. Der amtliche Dienst wird zur amtlichen Macht. Die Frage: „Wer kann eine Gemeinschaft leiten?“ verändert sich zur Frage: „Wer darf die Leitung innehaben?“; die Kirche wird klerikalisiert. Die Gläubigen, ursprünglich vom Geist beseelte Glaubenssubjekte, werden jetzt Laien genannt und zu Objekten priesterlicher Seelsorge. Das Priestertum wird auf den Vorsitz in der Eucharistie, die Glaubensgemeinschaft auf eine liturgische Gemeinschaft reduziert.

Im Jahr 1139 ersetzt das Zweite Laterankonzil für Priester das seit Ende des 4. Jahrhunderts gültige Enthaltungsgesetz durch das Zölibatsgesetz. Dieses Zölibatsgesetz wird zum drastischen Mittel, um das trotz Sanktionen und trotz ökonomischer Strafen nur sehr bedingt

befolgte Enthaltungsgesetz endlich durchzusetzen. Seitdem verhindert das Priestertum die Gültigkeit einer Ehe, können nur unverheiratete Männer Priester werden und dürfen nur geweihte Priester die Eucharistie feiern. Der Codex nennt die Weihe ein ungültig machendes Ehehindernis (Kanon 1087). Das Vierte Laterankonzil stellt 1215 nachdrücklich fest, dass nur gültig geweihte Priester die Konsekrationsworte aussprechen dürfen.

Seit dem 17. Jahrhundert wird das Priestertum Jesu nicht mehr in seiner Menschheit, sondern in seiner Gottheit begründet. Das hat zur Folge, dass auch das kirchliche Priestertum an der göttlichen Vollmacht teil hat. Priester werden nicht mehr von der Glaubensgemeinschaft ordiniert, um auf die Geschichte und die Nachfolge Jesu in der Gemeinschaft zu achten, sondern vom Bischof „geweiht“, damit sie die Eucharistie zelebrieren können. Die Kirche wird zu einer hierarchischen, von oben nach unten gerichteten Kirche, wie eine Pyramide geformt, mit der Spitze im Himmel, von wo aus Gottes Gnade durch die Hierarchie breit zur Basis strömt. Dies wurde oben im Kapitel „Was ist Kirche?“ näher dargelegt.

Das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965) verändert dieses Kirchenbild von Grund auf. Nach langer und intensiver Diskussion wird entschieden, dass in der vorgelegten Kirchenkonstitution dem Kapitel über die Hierarchie ein Kapitel über das Volk Gottes vorangeht. Danach wird von der Hierarchie festgelegt, dass sie im Dienst des Volkes Gottes steht. Die Pyramide wird also umgedreht.

Wie geht es weiter?

Beim Umbruch des vorherrschenden Menschen- und Weltbildes, bei den gesellschaftlich-ökonomischen Verschiebungen und einer neuen sozial-kulturellen Sensibilität kann die historisch gewachsene Kirchenordnung durchaus dem widersprechen und das verhindern, was sie in früheren Zeiten gerade sicherstellen wollte, nämlich den Aufbau einer christlichen Gemeinschaft. Es ist zu fragen, ob und inwieweit Formen und Vorschriften, die einst verständlich, sinnvoll und also realistisch waren, in unserer Zeit immer noch sinnvoll und realistisch oder vielleicht kontraproduktiv sind.

Dabei denken wir besonders an das kirchliche Gesetz, das nur zölibatäre Männer zum Amt des Vorstehers zulässt und an das Gesetz, das Frauen vom Amt einer Vorsteherin ausschließt. Historisch stehen am Ursprung dieser Gesetze eine veraltete Anthropologie und eine antike Auffassung von Sexualität. Es geht um kirchliche, also menschliche, nicht um göttliche Gesetze.

Papst Johannes XXIII. plädierte in seinem Aufruf zum Zweiten Vatikanischen Konzil für eine Kirche, die die Fenster zur heutigen Welt hin öffnet. Eine Kirche, die auf der Höhe der Zeit sein will, muss den Mut haben und sich die Freiheit nehmen, die Gesetze abzuschaffen, die an vielen Orten die Vitalität der Gemeinde und die Feier der Eucharistie in Schwierigkeiten bringt. In der Vergangenheit haben ‚illegale‘ Praktiken an der Basis die Kirchenleitung schon öfters davon überzeugt, dass man bestehende Vorschriften ändern kann. So können neue Experimente zu wertvollen Wegweisern für zeitgenössische Formen der Kirche werden. Sind in unserer westlichen Gesellschaft Unverheiratete per se geeigneter als Verheiratete, um in einer Glaubensgemeinschaft den Vorsitz im Gottesdienst zu übernehmen? Und sind im Kulturrahmen des Westens Männer per se geeignetere Schrittmacher und Leiter einer christlichen Gemeinde als Frauen? Unsere Antwort und mit uns die Antwort sehr vieler Gläubigen auf beide Fragen lautet entschieden: „Nein“.

So gesehen ist der heutige Priestermangel realitätsfern und wirklich unnötig. Im Augenblick sind in vielen Pfarreien Männer und Frauen in ergreifender und inspirierender Weise als aktuelle Schrittmacher/innen und *Inspirator/innen*, als evangelische Identifikationsfiguren aktiv. Viele Mitglieder der Gemeinde würden ihnen gerne und voll Vertrauen als Gemeindeleitern/innen sowie für den Vorsitz bei ihren Gottesdiensten ihren Ort anweisen, sie also „ordinieren“. Dabei denken wir zunächst an die offiziell angestellten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im pastoralen Dienst, aber auch an viele, die als „Freiwillige“ in einer Gemeinde mitarbeiten. Diese Frauen und Männer stehen mitten in überschaubaren Gemeinschaften, was für sie oft mehr als für die geweihten Priester gilt. Letztere sind zwar angestellt, um – oft in mehreren Pfarreien – in sakramentalen Feiern, vor allem

in der Eucharistie den Vorsitz zu führen, aber zu ihrer eigenen Entmutigung und Frustration werden sie für die Kirchenbesucher unweigerlich und immer mehr zu Fremden.

Kriterien

Welchen Kriterien müssen Vorsteher/innen im Gottesdienst entsprechen?

- Vorsteher/innen von örtlichen Gottesdiensten müssen vom Glauben tief durchdrungen sein. Dabei macht es keinen Unterschied ob es Männer oder Frauen, Homos oder Heteros, Verheiratete oder Unverheiratete sind. Entscheidend ist eine ansteckende Glaubenshaltung.
- Vorsteher/innen müssen ferner sachkundig sein, d. h. im Umgang mit den Hl. Schriften und dem Material der christlichen Traditionen das notwendige Know-how besitzen, das sie zum Predigen befähigt.
- Vorsteher/innen sollten von der örtlichen Gemeinschaft auch auf ihre liturgische Kreativität hin beurteilt werden.
- Für Vorsteher/innen ist es schließlich wichtig, dass sie über ein gutes und flexibles Organisationstalent verfügen, damit für die mögliche Kontinuität im Geschehen der Gemeinschaft gesorgt ist.

Plädoyer

Mit Nachdruck plädieren wir dafür, dass unsere kirchlichen Gemeinden, vor allem die Pfarreien, in der heutigen vom Mangel an zölibatären Priestern gezeichneten Notsituation in kreativer Weise ihre theologisch verantwortete Freiheit ergreifen und erlangen, indem sie aus ihrer Mitte ihre eigenen Gemeindeleiter/innen bzw. ein Team von Gemeindeleiter/innen wählen.

Auf Grund der vom Zweiten Vatikanischen Konzil ausdrücklich

festgestellten Vorrangsposition des „Volkes Gottes“ vor der Hierarchie ist von den Diözesanbischöfen zu erwarten, dass sie in gutem Einvernehmen diese Wahl durch ihre Handauflegung bestätigen.

Sollte ein Bischof diese Weihe oder Ordination mit Argumenten verweigern, die mit dem Wesen der Eucharistie nichts zu tun haben, dann dürfen die Pfarreien darauf vertrauen, dass sie dennoch echt und wahrhaftig Eucharistie feiern, wenn sie unter Gebet Brot und Wein teilen.

Wir plädieren dafür, dass die Pfarreien in dieser Angelegenheit mit mehr Selbstvertrauen und Mut handeln. In vergleichbaren Situationen können sich die Pfarreien in ihrem Verhalten gegenseitig bestätigen oder notfalls korrigieren. Es ist zu hoffen, dass die Bischöfe in dieser relativ neuen Praxis in Zukunft ihren Auftrag zum Dienst einlösen, indem sie die örtlichen Vorsteher/innen in ihrem Amt bestätigen.

Zum Schluss weisen wir noch einmal drauf hin, dass dieses Plädoyer auf Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils sowie auf theologischer und pastoraltheologischer Fachliteratur beruht, die seit diesem Konzil in Büchern und Zeitschriften erschienen ist. Eine Auswahl wird hier unten aufgeführt.

Der Schweizer Pastor Kurt Marti, wegen seiner scharfen, sehr zutreffenden und wahren Aussagen bekannt, hat einmal geschrieben:

Wo kämen wir hin,
wenn alle sagten „wo kämen wir hin“
und niemand ginge,
um einmal nachzuschauen,
wohin man käme,
wenn man ginge.

*Übersetzung ins Deutsche: Prof. Dr. Hermann Häring
Originaltext sowie Übersetzungen ins Englische, Französische, Italienische,
Spanische und Portugiesische auf der Webseite www.we-are-church.org*

Kirche und Amt – Wege in die Zukunft

Kreative Treue und/oder Grenzüberschreitung?

Zur Situation in den Niederlanden

Wirkung und Umsetzungen nach der Broschüre der niederländischen Dominikaner „Kirche und Amt – wie weiter auf dem Weg einer Kirche mit Zukunft“ ?

Von Gerard Zuidberg

Im Juli dieses Jahres nahm man mit sehr großer Anteilnahme Abschied von Pater Jan van Kilsdonk. Die Leute nannten ihn den Seelsorger und Priester von Amsterdam. Er war bis ins hohe Alter Seelsorger, Ansprechpartner, zuhörendes Ohr gewesen für enorm viele Menschen, junge und alte, gläubige, suchende, nicht-gläubige, einsame, engagierte, Heteros, Homos, Aids-Patienten. Es wurde eine lebendige, bewegende Abschiedsfeier in der Dominikuskirche – schon seit fast 40 Jahren eine Gemeinschaft, die sich für einen eigenen Weg entschieden hat, vor allem in der wöchentlichen Feier von Abendmahl und Eucharistie. Jan van Kilsdonk hatte gewünscht, dass bei seiner Abdankung eine Frau der Eucharistie vorstehen möge. Im Voraus wurden ausdrücklich alle Anwesenden eingeladen, an der Eucharistie teilzunehmen, unabhängig von ihrer kirchlichen oder nicht-kirchlichen, gläubigen oder nicht-gläubigen Position, ob Homo oder Hetero, suchend oder überzeugt. Es wurde eine außergewöhnlich lebendige Liturgie, offen und gastfreundlich, ausgerichtet auf eine aktive Teilnahme an der Kommunion unter beiden Gestalten.

In der Woche zuvor war in einem Brief der niederländischen Bischöfe noch einmal die Vatikanische Regelung betreffend Eucharistie detailliert dargelegt worden: Gläubige müssen mit großem Respekt Abstand halten vom Heiligen, das Knien ist eine Bedingung; die letztendliche Verantwortlichkeit für das heilige Geschehen liegt in den Händen und im Mund des Priester-Vorstehers. Stille und Sich Einfü-

gen in traditionelle Gebete und Rituale ist wichtig für die aktive Teilnahme. Kommunizieren unter beiden Gestalten ist nur in ganz großen Ausnahmefällen erlaubt. Und jede Pfarrei muss darauf bedacht sein, jeden Sonntag eine Eucharistie zu feiern, sofern man nur irgendwoher einen Priester holen kann. Und wie sehr die Gläubigen auch an vielen Orten gelernt haben, selber den Wort- und Kommunionfeiern vorzustehen – dies ist immer nur zweitrangig möglich, nur in Ermangelung von etwas Besserem, nämlich eines Priesters, welcher der Eucharistie vorsteht.

Die katholischen Niederlande bewegen sich in einem großen Spannungsfeld: Einerseits gibt es die seit den siebziger Jahren stark gewachsene Gruppe der aktiv engagierten Gläubigen, welche gereift sind in ihrem Einsatz und ihre Verantwortung entsprechend wahrnehmen, wobei sie sich nicht scheuen, allenfalls eigene Wege zu gehen.

Andererseits ist die Politik der Bischöfe stark ausgerichtet auf Restauration und neue Regelungen; ihr Hauptaugenmerk richtet sich auf das Aufrechterhalten und Verstärken der Priesterkirche. Der Akzent liegt hierbei auf der einzigartigen und speziellen Bedeutung der Eucharistie und deren geweihten Dienern.

In dieses Spannungsfeld hinein landete im Herbst 2007 die Broschüre der niederländischen Dominikaner zu Kirche und Amt.

Was ist los in den katholischen Niederlanden?

Ich nenne zuerst eine Anzahl Fakten:

1. In der Untersuchung „Gott in den Niederlanden“ wird Folgendes festgestellt: 16% der niederländischen Bevölkerung sind römisch-katholisch, 14% sind Mitglieder der Protestantischen Kirche, 9% haben sich einer andern religiösen Gruppierung angeschlossen, und 61% der gesamten Bevölkerung sind nicht-kirchlich. Bei der Kirchenmitgliedschaft geht es vor allem um Menschen, die älter sind als 55 Jahre. 16% der Kirchenmitglieder gehen regelmäßig in die Kirche, 14% gehen manchmal, 23% höchstens einmal und 47% gehen nie.

Die regelmäßigen Kirchgänger befinden sich vor allem in den kleineren religiösen Gruppen (72%) und in der Protestantischen Kirche (40%); viel weniger hat es unter den Katholiken (25%).

Auch die Gläubigkeit hat abgenommen. 1979 lag sie übers Ganze gesehen noch bei 42%. 1996 wurden daraus 40%, und heute sind es 31%. Das bedeutet eine starke Tendenz zur Säkularisierung und damit zu einem hohen Maß an Individualisierung.

2. 2006 gab es 1170 pastoral Berufstätige, welche in den Pfarreien angestellt waren. Davon waren 740 Priester, 75 (bezahlte) Diakone und 350 Pastoralassistent/innen. Dabei ist es wichtig zu erwähnen, dass die Pastoralassistenten, sowohl Männer wie Frauen, Verheiratete und Unverheiratete, seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts eine wichtige Stellung inne haben. In vielen Pfarreien sind sie die faktischen Vorsteher/innen und Leiter/innen der Gemeinde. Anfänglich erhielten sie eine Anstellung mit weit gefassten Befugnissen: Tauferlaubnis, Predigen innerhalb der Eucharistiefeier, Teamleitung und Pfarreileitung. Aber in den vergangenen 10 Jahren wurden diese Kompetenzen stark eingeschränkt: Es gibt seither nur noch eine Anstellung für eingegrenzte Aufgaben wie Katechese, Gemeindeentwicklung und Diakonie und eventuell Teamleitung. Die Pastoralassistentinnen und -assistenten werden wieder so weit als möglich von der Liturgie am Wochenende ferngehalten. Und wenn gespart wird, trifft es die Pastoralassistent/innen zuerst. In der Praxis jedoch verbleiben viele Pastoralassistent/innen aktiv als Gemeindeleiter/innen und Vorsteher/innen in der Liturgie.

3. Seit 1980 gibt es einen Berufsverband der Seelsorgenden (Vereniging van pastoraal werkenden, VPW), der ein starkes Gegengewicht bildet zur Politik der Bischöfe. Der Verband setzt sich ein für die inhaltliche Entwicklung des Amtes, für die Förderung der Professionalität und für die Berufsinteressen (faktisch eine Aufgabe, welche auch die Gewerkschaften wahrnehmen). Die meisten Bistümer waren zu Beginn heftig gegen diesen Verband, vor allem, weil es sich um eine „gemischte Bewegung“ handelt, in welcher Priester und Pastoralassistent/innen ebenbürtige Mitglieder sind. Allmählich entstand in gewissen Bistümern etwas mehr Raum für Gespräch und Beratung,

vor allem bezüglich Berufsinteressen.

4. Innerhalb der Kirchen haben die Freiwilligen einen besonderen Platz.

Fast die Hälfte der halben Million Katholiken, die regelmäßige Kirchgänger/innen sind, sind ehrenamtlich oder freiwillig tätig. Pro Pfarrei gibt es im Schnitt 170 Freiwillige auf einen Berufstätigen (Priester, Diakon oder Pastoralassistenten/in). Die Pfarrei kann in dieser Hinsicht zu Recht als Freiwilligenorganisation bezeichnet werden. Die Mehrheit der katholischen Freiwilligen sind Frauen (60%), und die Hälfte aller Freiwilligen sind älter als 57 Jahre.

Die Arbeit dieser Freiwilligen geschieht vor allem in unterstützenden und ausführenden Aufgaben. Viele sind schon seit mehr als 10 Jahren tätig. Die Rolle, die Freiwillige sich selbst zuschreiben, ist vor allem „günstige Voraussetzungen und Bedingungen schaffen“. Das heißt, sie sind ausgerichtet auf Aufgaben, welche für die Existenz der Pfarrei notwendig sind und die Arbeit Anderer (zum Beispiel Seelsorgender) ermöglichen.

Man setzt sich vor allem für die Sonntagsliturgie ein und für alles, was damit zusammenhängt: das Kirchengebäude, die Liturgie und den Kontakt mit anderen (wobei wiederum die Liturgie oft eine große Rolle spielt), die Katechese rund um Erstkommunion und Firmung. Freiwillige sind fast ausnahmslos treue Kirchgänger/innen. Daher kommt es bisweilen vor, dass die Gruppe der Freiwilligen praktisch identisch ist mit der Gruppe der Kirchgänger/innen. Weil die Gruppe der Kirchgänger/innen am Überaltern ist, gilt dies auch für die Gruppe der Freiwilligen. Es fällt auf, dass im Vergleich zum Engagement für die Liturgie das Engagement für die kirchliche Diakonie ziemlich gering ist.

Ferner ist festzustellen, dass ziemlich viel Freiwillige auch auf gesellschaftlichem Gebiet aktiv sind: als Ehrenamtliche im Spital oder im Pflegeheim, in einem Hospiz, in der Begegnung mit Migrantinnen und Migranten.

5. Aus den Untersuchungen wird ersichtlich, dass die katholischen Freiwilligen „treu und kritisch“ sind: Sie sind Träger des katholischen Netzwerks, es ist eine gläubige und kirchliche Gruppe,

der eigenen Pfarrei gegenüber loyal. Zugleich stehen sie kritisch zur kirchlichen Leitung und deren Politik, zum Beispiel bezüglich der Stellung der Frauen, der Gestaltung des kirchlichen Amtes und der Ernennung von Bischöfen. Aber sie sind auch realistisch im Bezug auf ihre eigenen Möglichkeiten. Sie hegen keine übertriebene Hoffnung hinsichtlich eines starken kirchlichen Aufblühens. Sie sorgen lieber für gute Qualität in ihrer eigenen Situation, d.h. sie engagieren sich für gute Gottesdienste, für eine schöne eigene Kirche, für ein nettes Auftreten und für einen vorsichtigen Schritt daraufhin, andere (wieder) mit zu engagieren. *(Was Neuerungen anbelangt, gibt es die nötige Skepsis: Wer muss aktiv werden, und was bringt es?)*

6. Die Anzahl von Freiwilligen, welche in Wochenendgottesdiensten tätig geworden sind – gemeint sind Wort- und Kommunion-Feiern, hat stark zugenommen. In vielen Pfarreien, in denen eine offene Politik geführt wird, wurden Arbeitsgruppen gegründet, welche mit oder ohne Begleitung und Training gemeinsam die Verantwortung tragen für monatliche oder vierzehntägliche Wort- oder Kommunionfeiern am Wochenende, bei welchen der Priestervorsteher nicht anwesend ist oder bei welchen gerade in Anwesenheit des Priesters an einer zunehmenden Verantwortlichkeit von Laien in der Liturgie gearbeitet wird. An gewissen Orten geschieht dies im Hinblick auf einen immer größer werdenden Priestermangel, aber man betrachtet diese Arbeit zugleich als eine ganz eigene Möglichkeit und Chance, um Gläubige aktiv zu Leitenden in den örtlichen Glaubensgemeinschaften heranzubilden.

Dabei fallen gewisse Entwicklungen auf: Intensiveres aktives Glaubenserleben lädt Pfarreiangehörige ein, selber Verantwortung zu übernehmen, im Dienst für andere; sie fühlen sich eingeladen, berufen, ihren Mitpfarreiangehörigen vorzustehen in Besinnung, Verkündigung, Gebet und Mahlfeier; Laienvorstehende fühlen sich ganz als Pfarreiangehörige und wissen, dass sie anderen auf gleicher Ebene einen Dienst erweisen können. Es geht da um ein großes Engagement, um großen Respekt und um eine große Bereitschaft, sich schulen zu lassen. Man fühlt sich in zunehmendem Masse getragen durch die lokale Gemeinschaft, und es fällt auf, dass manche aus der Pfarrei

stammende Vorstehende ausdrücklich Anerkennung erhalten nach Ablauf des Gottesdienstes. Die Einsicht wächst, dass man nicht allein mit seiner Verantwortung umgehen muss, sondern von der örtlichen Gemeinschaft getragen wird und im Besonderen als Mitglied der lokalen Arbeitsgruppe dem Gottesdienst in Besinnung und Gebet vorsteht.

Schlussfolgerung: Pfarreiangehörige wachsen in ihrer Verantwortlichkeit für den eigenen Glauben und stellen sich in den Dienst für andere; sie fühlen sich getragen durch ihre Mitchristen. Sie gehören zu ihnen, sind ihresgleichen.

7. Die Wort- und Kommunionfeiern werden im Allgemeinen erlebt als eine andere, eigene Form von Eucharistie. In gewissen Pfarreien versucht man, eigene Formen zu entwickeln, die sich deutlich unterscheiden von Eucharistiefiern unter der Leitung eines Priesters. In andern Pfarreien entdeckt man in der Gestaltung des Gottesdienstes fast keinen Unterschied mehr zur Eucharistie. Der Mahlgottesdienst gleicht dem eucharistischen Gebet sogar stark. Im Allgemeinen liegt das Erleben dieser Gottesdienste unter der Leitung von Pfarreiangehörigen nahe beim Erleben von Eucharistie. Vielleicht ist die Kommunionfeier gar das zentralste Moment für fast alle Kirchgängerinnen. Das finde ich nicht so sehr besorgniserregend – wie es manche in der Kirchenleitung und manche Bischöfe finden. Ich finde es überraschend, dass eine lokale Glaubensgemeinschaft im Glauben daran gewachsen ist, dass man zusammenkommen darf, um das Gedächtnis Jesu gegenwartsbezogen unter der Leitung von Mitgliedern der eigenen Gemeinschaft zu feiern.

Eine Anekdote erzählt das Folgende: An einem Sonntagmorgen in der Ferienzeit kommt ein auswärtiges Ehepaar in die Kirche. Zu ihrem Erschrecken entdecken die beiden, dass eine Wort- und Kommunionfeier unter Leitung von Pfarreiangehörigen abgehalten werden soll. Sie wollen gerade aufstehen, um wieder zu verreisen, als die Glocke erklingt und ein Grüppchen von Vorsteherinnen und Vorstehern hereinkommen, alle in ihren liturgischen Gebetsmänteln. Oh, denken die Touristen, also doch eine Eucharistiefier. Es wird ein lebendiger Gottesdienst, und die beiden Auswärtigen schätzen es, dass sie zur Kommunion gehen können. Nach dem Gottesdienst hören sie

von den Pfarreiangehörigen, dass es doch wieder ein schöner Gottesdienst unter Leitung von Pfarreiangehörigen gewesen sei. Die Gäste spüren einen kleinen Moment lang ein Zögern, sagen aber danach zu einander: Wir haben eine schöne Feier gehabt!

8. Diese Entwicklungen und vor allem die Zunahme der Verantwortlichkeit von Pfarreiangehörigen spielen sich ab im Kontext einer Kirchenpolitik, die sich gerade davon entfernt, ja sich sogar widersetzt. In allen Bistümern richtet sich die Politik auf Vergrößerung bzw. Zusammenlegung von Pfarreien, auf die Schaffung von Pastoralräumen, und dies aus verschiedenen Gründen: Finanzen, Priestermangel, einfachere Rahmenbedingungen für die Lenkbarkeit, größere Fachkompetenz innerhalb eines größeren Rahmens. Die Personalpolitik richtet sich stets mehr darauf, dass für ein größeres Ganzes mindestens ein Priester zur Verfügung steht, und zwar so, dass in jeder Pfarrei an jedem Sonntag die Eucharistie unter der Leitung eines geweihten Priesters stattfinden kann. Schaffung von Pastoralräumen, Fusionen, Zentralisierung sind an sich gut verständliche Phänomene. Die nüchternen Fakten des Rückgangs bei der Anzahl von Kirchenbesuchern, der Finanzen usw. führen zu einschneidenden Maßnahmen, so schmerzlich diese auch sind. Diese Entwicklungen stehen nicht isoliert da, sondern sind wiederum Teil viel breiterer gesellschaftlicher Entwicklungen, von Vergrößerungen, Fusionen, des Zusammenzugs finanzieller Quellen und des Einsatzes von Fachkompetenz.

Aber es ist mehr los: In den letzten 30 Jahren entwickelten sich neben den universitären Theologieausbildungen eigene diözesane Initiativen für die Werbung und Ausbildung von Priestern und Diakonen. Im Allgemeinen herrscht der Eindruck, dass die neue Priestergeneration, welche diese Ausbildungen absolviert hat, ziemlich traditionell geschult daherkommt, eine persönliche Bindung zum Bischof hat und den Sakramenten, insbesondere der Eucharistie, große Beachtung schenkt. Hinzu kommt das Faktum, dass sich die Bischöfe in den letzten Jahren unter etlichem Aufwand für striktere Regelungen stark gemacht haben, welche sich vor allem auf die Form und die Gestaltung der Eucharistie beziehen. Die Bischöfe haben große Angst vor der Entwicklung von Wort- und Kommunionfeiern in verschiedenen

Pfarreien – sie könnten ja der Eucharistiefeyer viel zu ähnlich werden. Einige Bischöfe, und vor allem einige konservative Priester, sind negativ eingestellt gegenüber der wachsenden Bedeutung von Laien in den lokalen Gemeinschaften. Sie sind vor allem in Sorge um eine Kirche, welche doch die Sendung habe, der Tradition im universalen Rahmen treu zu bleiben. Und das wirkt sich sowohl auf die Position der Pastoralassistentinnen und -assistenten wie auch auf diejenige von Pfarreiangehörigen aus.

9. Die Entfremdung zwischen Kirchenleitung und aktiv engagierten Gläubigen nimmt zu. Neue Pastoralräume oder die Fusion mehrerer Pfarreien haben manchmal zur Folge, dass der eigene kirchliche Ort (wo man beheimatet ist) verschwindet. Von Gläubigen wird erwartet, dass sie in eine andere Pfarrkirche gehen, in der sie sich dann wie Fremde fühlen und die Atmosphäre einer warmen, nahen Gemeinschaft vermissen. Die Menschen fangen an, sich innerlich oder auch äußerlich zu verabschieden oder sie sind mal da, mal dort. Die Ernennung eines traditionellen Pfarrers hat an verschiedenen Orten weit reichende Folgen: Gläubige Freiwillige fühlen sich nicht ernst genommen, geschweige denn in ihrer eigenen Verantwortlichkeit anerkannt.

Ein Freiwilliger sagte es so: „Seit dem Amtsantritt des neuen Bischofs und den Seinen weht ein ganz anderer Wind. Ein eiskalter Wind, der bis zu den Knochen durchdringt. Das Herz bleibt draußen.“ Es existiert keine einzige Form von Kommunikation, oder aber es müsste jene Kommunikation sein, über welche der Bischof oft redet: die Einbahnstrasse Bischof – Pfarreien – Pfarreiangehörige. Es gilt eine andere Doktrin: Zurück nach ehemals! Der Buchstabe des Gesetzes ist viel wichtiger als der Geist, der daraus spricht. Der Platz des Priesters wird ängstlich abgegrenzt und allmählich immer mehr ausgeweitet auf Kosten der Pastoralassistent/innen und Mitglieder der Liturgiegruppen in den Pfarreien. Diese werden immer weiter in die Enge getrieben und in ihren Möglichkeiten eingeschränkt. Dieser Prozess der Restauration und des Zurückdrängens mündiger Freiwilliger kann auch ein schleichender Prozess sein: Es sind jedes Mal kleine Veränderungen, durch welche schließlich das alte Regime wiederhergestellt wird. Manchmal lässt einen ein neu berufener Pfar-

rer ausdrücklich spüren, dass er die vorhergehende Periode der Aktivierung und Bildung von Freiwilligengruppen nicht wichtig findet, ja sogar ablehnt. „Woran wir während vielen Jahren mit Leib und Seele gearbeitet haben, wird ohne Rücksprache zur Seite geschoben. Am Schlimmsten ist das Fehlen von Respekt für eine andere Art und Weise des Glaubens... Gott ist wieder im Tabernakel eingeschlossen und nur die römisch-katholische Kirche, vor allem die Priester, haben einen Schlüssel. Von uns Laien wird Dienstbarkeit und Gehorsam erwartet“. Dies die Aussage eines Freiwilligen, welcher während Jahren eine Arbeitsgruppe Wort- und Kommunionfeiern leitete.

Indem Priester angestellt werden für ein großes Gebiet mit mehreren Pfarreien, wächst das Risiko, dass sie Passanten werden, die keinen wirklichen Kontakt mehr haben zu den Gläubigen an der Basis der lokalen Glaubensgemeinschaften. Weil der Akzent so stark auf die Verantwortlichkeit und die Autorität des geweihten Vorstehers gelegt wird, nimmt auch die Gefahr zu, dass Gläubige immer mehr abhängig gemacht werden von jenem einen Priester, der alles zu sagen hat. Es kann sogar allmählich der Eindruck entstehen, Pfarreiangehörig hätten in den Augen eines Priesters nichts zu verstehen vom Teilen und Feiern des Glaubens in der lokalen Gemeinschaft. Menschen fühlen sich wieder abhängig gemacht von dem, was der Pfarrer zu sagen hat. Überdies sind ihre Dienste nicht mehr notwendig: „Ich kann es allein“, sagen kurz und bündig einige neu geweihte Priester.

10. Besorgniserregend finde ich die Tatsache dass das innerkirchliche Geschehen derart akzentuiert wird. Wie wichtig es auch sein mag, aber es ist kaum noch irgendwelches Interesse da für die Entwicklung der Seelsorge und für den Dienst in der Gesellschaft. Das macht auch den Widerstand, die Reaktion auf die Kirchenpolitik manchmal so verwundbar und schwach: Menschen sind so abhängig gemacht von dem, was am Sonntag in der Kirche geschieht, dass man fast „keinen Ort mehr hat, nirgends“ mehr ist, wenn gerade das Innerkirchliche angetastet und abgebrochen wird. Das, was so kostbar ist im Erleben der Gläubigen, nämlich die Wochenendliturgie, wird angetastet – und damit das Herz!

Freiwillige reagieren in meiner Wahrnehmung auf fünf verschiedene Arten. In einer Untersuchung, welche meine Frau und ich in den vergangenen zwei Jahren durchgeführt haben, zeigen sich die folgenden Reaktionen:

- Man verharrt in konsequentem Widerstand gegen die Person des Priester-Pfarrers und seine Politik – ein Kämpfen mit den Absätzen im Sand; dieses führt zu vielen Frustrationen, weil kein Nutzen damit zu erzielen ist.
- Man bleibt gefangen in Heimweh, einem Zurückverlangen nach der vergangenen Zeit, in der alles so gut ging. Heimweh kann erstickend und blockierend wirken im Bezug auf mögliche neue Energie.
- Man trifft nach einiger Zeit eine einschneidende Entscheidung: Man geht auf Distanz, hakt ab, weil sonst die Gesundheit leidet. Man sucht eine offene Zukunft, ohne zu wissen, wo sie sein wird. Interessant finde ich, dass einige dieser Freiwilligen unterdessen ein anderes Einsatzfeld gefunden haben: Man wird als Freiwilliger aktiv in einer andern Freiwilligenorganisation wie Hospiz, Begegnungsarbeit mit Migrant/innen, Friedensbewegung, u.a.m.
- Die vierte Reaktion ist die bewusste Entscheidung für eine selbständige, unabhängige Positionierung. Man wählt als Gruppe einen eigenen Weg, man verlässt als Gruppe die Pfarrei, oder anders gesagt: Die lokale Glaubensgemeinschaft nimmt einen eigenen Platz ein neben der formellen Pfarrei, ohne dass man allerdings das Band mit der breiteren Glaubensgemeinschaft zerschneidet.
- Die fünfte Reaktion schließlich beginnt mit der nüchternen, realistischen Feststellung: So ist nun mal die Realität, nicht anders; nehmen wir die Tatsachen ernst, wie negativ sie auch immer sind. Vielleicht verlangt die heutige Entwicklung von uns, dass wir – sicher vorläufig – versuchen, die Nacht auszuhalten. Nicht passiv, als ob wir einzig bessere Zeiten abwarten würden. Die Nacht aushalten bedeutet, Wache halten, miteinander wach bleiben, um zu sehen, ob vielleicht neue Zeichen auftreten.

Interessant ist, dass sich die jüngere Generation innerhalb dieser Entwicklungen auf ganz eigene Art und Weise verhält. Darauf komme ich später ausführlicher zurück.

Die Broschüre der niederländischen Dominikaner versucht, eine Zwischenlösung, einen Mittelweg zu finden inmitten der kirchlichen Entwicklungen rund um das Amt. Die Autoren der Broschüre gehen davon aus, dass sich viele Pfarreien als lokale Glaubensgemeinschaften in einer verwundbaren Position arrangiert haben. Einerseits ist ein aktives Engagement gewachsen, das die Gläubigen befähigt, soweit als möglich eigene Wege zu gehen in der Gestaltung und Leitung der Wochenendliturgie. Andererseits gibt es die Politik der Bistümer: Der Sonntagsgottesdienst muss eine Eucharistiefeier sein, der ein Priester vorsteht, woher er auch immer kommen mag. Dieser muss sich an alle kirchlichen Vorschriften halten. Ist kein Priester verfügbar, dann ist eine Feier mit Wort und Gebet möglich. Vor allem darf sie in keiner Weise etwas gemein haben mit der Eucharistiefeier. Pfarreiangehörige werden hin und her geschlingert. Einerseits trauen sie von Herzen den entstandenen Entwicklungen, um selbst Verantwortung zu übernehmen; andererseits spüren sie eine gewisse Loyalität zum Bistum und zur Weltkirche. Sie möchten so gerne auf erwachsene Art und Weise gläubig sein, fühlen sich aber darin durch die kirchliche Politik nicht länger unterstützt.

Die Dominikaner haben verschiedenen Pfarreien die folgende Frage gestellt: Was wünschtet ihr euch für die Zukunft? Die Pfarreien antworten oft: Wir wollen unsern eigenen Weg gehen. Damit meinen sie nicht unkontrollierte Zügellosigkeit, sondern eigene Verantwortlichkeit, damit sie in der ihnen eigenen, aufrichtigen Glaubensüberzeugung tun können, wovon sie zutiefst überzeugt sind.

Darum sagen die dominikanischen Autoren der Studie: Pfarreiangehörige verlangen nach einer wöchentlichen Eucharistie, die beim Fehlen eines Priesters durch Vorsteherinnen und Vorsteher aus der lokalen Glaubensgemeinschaft geleitet werden soll. Das heißt: Vorsteher bei den Eucharistiefeiern müssen prinzipiell von der Gemeinde selbst gewählt werden, das heißt: von unten. Und zugleich verlangen diese Pfarreien eine Bestätigung, einen Segen oder eine Weihe von der kirchlichen Autorität: Der Bischof wird ernst genommen als derjenige, welcher das, was von unten gewachsen ist, bestätigt und bekräftigt. Man strebt also nach einem Ritual, d.h. die Glaubensgemeinschaft fragt den Bischof an und schlägt ihm vor, die Leute, die sie selber gewählt haben – Männer und Frauen – zu Vorsteherinnen und

Vorstehern zu weihen, dieses Ritual zu vollziehen. Es geht in diesem Wunsch um ein Zusammenspiel von Unten und Oben: Die Gemeinschaft schlägt vor, und der Bischof prüft aus der apostolischen Tradition heraus, er segnet und bestätigt, er drückt sein Siegel auf. Es heißt also keinesfalls, dass man die kirchliche Autorität und die apostolische Tradition nicht anerkennen würde. Im Gegenteil: Man möchte diese Autorität gerne stärker in die Glaubensgemeinschaft einbeziehen und so auch mehr respektieren als bisher. Die Broschüre beschreibt hiermit die Konsequenz dessen, was (der bekannte Konzilstheologe) Edward Schillebeeckx schon vor Jahren forderte: Jede lokale Glaubensgemeinschaft hat Anrecht auf die Eucharistie.

In der Broschüre wird Folgendes besonders betont: Man wünscht, dass die Einsetzungsworte bei der Eucharistie gemeinsam, durch den Vorsteher/die Vorsteherin und durch die Gemeinde (als der Basis und dem Herkunftsort ‚dem ‚Heimatort‘‘ des Vorstehers oder der Vorsteherin) gesprochen werden. Das Aussprechen dieser Worte ist kein exklusives Recht oder keine exklusive Macht des Priesters, findet man. Dann nämlich würden ein solches Recht und eine solche Macht fast einen magischen Charakter erhalten. Diesen Worten jedoch haftet nichts Magisches an. Sie sind die bewusste Glaubensaussage der ganzen Gemeinde, welche ihre Stimme dem Vorsteher oder der Vorsteherin leiht.

Die Aufgabe und das Amt des Vorstehers oder der Vorsteherin werden in dieser Zukunftsvision fundamental beim Volk Gottes gesehen – aus der Gemeinde, für die Gemeinde. Hervorgetreten aus der Gemeinde und noch immer Mitglied der Gemeinde, erhält er oder sie von dieser Gemeinde ‚Autorität‘. ‚Er‘ / ‚sie‘ hat etwas zu sagen und muss es dann auch tun, wenn sein / ihr Amt Sinn haben soll. Es ist nicht so, dass der Vorsteher oder die Vorsteherin durch die Bestätigung und Weihe ermächtigt wird, zu tun, was andere nicht tun könnten. Wohl ist es ein bestimmter Dienst (lieber als Macht), welcher, auf Vermittlung des Bischofs, durch die Gemeinde dem Vorsteher/der Vorsteherin übertragen wird, damit er / sie ‚tue‘ – für alle und im Namen aller. Der Vorsteher/die Vorsteherin wird dann gewissermaßen durch die Gemeinde für einen Augenblick über sich selbst hinaus gehoben. Sie oder er tritt gewissermaßen für einen Moment

zurück, um Verkörperung, Hand und Stimme der gläubigen Gemeinde zu werden. Das geschieht aber nicht „unter Ausschluss von“, sondern „unter Einbezug von euch, dank euch und im Namen von euch“.

Die Broschüre befürwortet also einen flexiblen Mittelweg, auf dem man sowohl dem Platz der Gläubigen innerhalb der lokalen Gemeinschaft als auch der kirchlichen Tradition gerecht wird, welche Menschen in einen viel größeren Glaubenszusammenhang einfügt als jenen der lokalen Gemeinschaft. Was durch die Politik der heutigen Kirchenleitung noch immer als eine Bedrohung und Unterminierung des geweihten Amtes aufgefasst wird, wird durch die aktiven „Laien“ in vielen lokalen Gemeinschaften als eine Bestätigung erfahren. Insofern ist es auch eine Herausforderung. In dem Masse, wie sie sich deutlicher bewusst werden, dass sie in einer alten kirchlichen Tradition stehen, welche durch das Zweite Vatikanische Konzil wiederum honoriert wurde, werden sie auch unbefangener fungieren können. Die eigene gläubige Kreativität wird durch die Ermutigung des Bischofs möglicherweise zusätzlich inspiriert werden. Den Pfarreiangehörigen, welche anfangs Mühe haben mit Mitpfarreiangehörigen als Vorsteherinnen oder Vorstehern, wird durch die Autorität der Bischöfe geholfen, sich im Rahmen dieser Entwicklung leichter der lokalen Gemeinschaft anzuschließen.

Die Autoren der Broschüre befürworten nachdrücklich, dass die kirchlichen Gemeinden, die Pfarreien, in der heutigen Notsituation des Mangels an geweihten zölibatären Priestern, kreativ die theologisch verantwortete Freiheit übernehmen – und erhalten –, um aus ihrer Mitte ihre eigenen Vorstehenden beziehungsweise das Team ihrer Vorstehenden zu wählen. Auf Grund der Vorrangstellung des „Volkes Gottes“ über der Hierarchie – ausdrücklich so benannt während des Zweiten Vatikanischen Konzils – darf vom Diözesanbischof erwartet werden, dass er diese Wahl nach guter Rücksprache durch seine Handauflegung bestätigt.

Und dann kommt nach meinem Eindruck der (für die Bischöfe) bedrohlichste Satz in der Broschüre: Sollte der Bischof die Weihe oder Ordination verweigern – auf Grund von Argumenten, welche

gemäß den Autoren nicht das Wesen der Eucharistie betreffen, sondern zum Beispiel die Zölibatsverpflichtung, dann dürfen die Pfarreien darauf vertrauen, dass sie trotzdem authentisch und wahrhaftig Eucharistie feiern, wenn sie betend Brot und Wein teilen. Die Autoren stehen mit andern Worten dafür ein, dass Pfarreien in dieser Angelegenheit mit Selbstvertrauen und Mut handeln werden. In ähnlichen Situationen können Pfarreien das Vorgehen einander gegenseitig bestätigen und es wo nötig korrigieren. Es ist zu hoffen, dass die Bischöfe künftig ihren Auftrag zum Dienen in die Tat umsetzen und nachträglich die lokalen Vorsteherinnen oder Vorsteher in ihrem Amt bestätigen. Die vier Dominikaner sagen schlussendlich, dass ihr Plädoyer auf Aussagen des II. Vatikanischen Konzils gründet und auf den vielen durch das Konzil ausgelösten theologischen Beiträgen. Dabei muss man vor allem an Edward Schillebeeckx denken, der einmal sagte: Jede Glaubensgemeinschaft hat das Recht auf Eucharistie. Mit dieser Broschüre treffen die Autoren eine fundamentale Entscheidung in einem jahrhundertealten Konflikt: Ihr Amt wächst und findet Bestätigung von unten gegenüber der immer noch gültigen Überzeugung des Lehramtes, dass das Amt prinzipiell, durch den Geist getrieben, von oben gegeben werde.

Reaktion in den Niederlanden

Praktisch direkt nach Erscheinen der Broschüre ging ein Brief der niederländischen Bischöfe nach Rom, ans Departement der Glaubenslehre und an den General der Dominikaner. Es ist mir nicht genau bekannt, was in Rom danach geschah. Wurde das Generalat der Dominikaner unter großen Druck gesetzt, um die Streuung der Broschüre und vor allem die öffentliche Diskussion darüber zu verbieten? Auf jeden Fall hat die Broschüre bei den Bischöfen ziemlich Unheil gestiftet, weil sie ohne ihr Mitwissen und gewiss ohne ihre Zustimmung in die Pfarreien geschickt wurde. In einem späteren Brief haben die niederländischen Bischöfe die Broschüre aus formellen Gründen als „ausserkirchlich“ abgestempelt.

Schließlich wurde der Dominikanerprovinz verboten, eine offene theologische und pastorale Debatte zu organisieren. Die Leitung der Dominikaner hielt sich an dieses Verbot. Aber glücklicherweise wurde die Initiative zu einem öffentlichen Gespräch über die Broschüre

ziemlich schnell durch die Dominicuskirche und die Studentenecclesia in Amsterdam übernommen. Am 10. November 2007 trafen sich 500 Gläubige aus dem ganzen Land, um sich zu beraten. Es kam zu einer offenen Konferenz, ohne große Worte der Ablehnung betreffend die bischöfliche Politik. Viel mehr wurde das Ganze eine Suchbewegung: Wie gehen wir mit dieser Broschüre auf eine kreative Art und Weise um? Dabei hatten auch kritische Bemerkungen zur Broschüre selbst Platz, z.B.: Wurde genügend nachgedacht über die Verbindung mit der kirchlichen Tradition, vor allem über die Bedeutung der Weihe?

Was ergab die Konferenz vom 10. November in Amsterdam?

Eine meines Erachtens wichtige Entwicklung nach Erscheinen der Broschüre liegt im Folgenden: So wesentlich und fundamental die theologische Diskussion über Kirche und Amt auch ist – verlieren wir uns dennoch nicht in eine isolierte Diskussion, als ob es sich in dieser Kirche nur noch um das Amt handeln würde. Vielleicht können wir einander mindestens so gut weiter helfen, indem wir Ausschau halten nach allerlei schöpferischen Initiativen in lokalen Glaubensgemeinschaften, die nicht nur auf die wöchentliche Eucharistie (und Wort- und Kommunionfeier) angewiesen sind.

An der Konferenz wurden gewisse Fragen behandelt, die meiner Meinung nach von großer Wichtigkeit sind für die Zukunft der lokalen Glaubensgemeinschaften:

- Wie können Pfarreien vitale Glaubensgemeinschaften in einer priesterlosen Kirche bleiben, wo Pastoralräume geschaffen werden und Fusionen stattfinden?
- Wie vermeiden wir, dass wir uns in eine uferlose Diskussion über das kirchliche Amt verlieren, welche viel von unserer Energie auffrisst?
- Wie können wir einander auf verschiedenen Ebenen von Kirche so gut wie möglich unterstützen und neuen Initiativen viel Raum geben?

Mit andern Worten: Können wir an einem möglichst starken Netzwerk arbeiten und dabei auf andere (lokale) Initiativen verweisen und diese unterstützen?

Man gab bei jener Konferenz vom 10. November nicht nur dem Schmerz von Gläubigen, die sich der kirchlichen Politik immer stärker entfremdet fühlen, eine Stimme. Nachdrücklich befürwortete man Möglichkeiten, um bei den Bischöfen auf Anerkennung und Bestätigung der Amtsentwicklung von unten zu insistieren. Gewisse Pfarreien sagen dazu: Was die Broschüre anzuregen versucht, machen wir de facto schon seit langem. Uns fehlt nur die Bestätigung des Bischofs.

Zugleich wurde aber in mehreren Tonarten die Stimme von Anwesenden gehört, welche sich auf mehr als nur die Amtsfrage allein besinnen möchten: Wir wollen uns nicht in einer schmalen innerkirchlichen Diskussion verlieren. Es geht uns viel mehr um Folgendes: Wir tun gut daran, viel Energie in verschiedene Formen der Glaubensvertiefung zu stecken, ins Suchen nach Antworten auf die Sinnfragen dieser Zeit und vor allem auf die Frage: Wer sind wir als Kirche in einer Gesellschaft, welche nach Wegen der Gerechtigkeit sucht, nach Wegen der Solidarität mit Chancenlosen, mit in die Armut Getriebenen, mit Menschen ohne Stimme?

Wichtig finde ich, dass die Konferenz das Verlangen äußerte nach einer weitergehenden Besinnung, nicht im Stil einer Grossorganisation wie es seinerzeit die 8.-Mai-Bewegung war, die sich vor allem in beachtlichen landesweiten Manifestationen kund tat. Man sucht nach neuen regionalen Zusammenschlüssen und Netzwerken zur Unterstützung und Verstärkung dessen, was vor Ort entwickelt werden kann. Wie können wir einander helfen, um unser Engagement in unserer lokalen Glaubensgemeinschaft zu verstärken und zu ergänzen? Wie können wir wachsen in freiem und schöpferischem Handeln? Was können wir von einander lernen? Und vielleicht stärkt es uns, wenn wir Energie in das Entwickeln neuer und alternativer Formen der Liturgie stecken.

Vielleicht gewinnen wir dadurch auch Freiraum und sind weniger belastet durch innerkirchliches Hickhack. Neben den Sakramenten, die derart verreglementiert sind, gehört noch so vieles mehr zur Kirche und wir sollen uns nicht stören an Regeln und Gesetzen, die sich alle auf die traditionellen Sakramente der Kirche beziehen. Mit andern Worten: Wie gehen wir unsern eigenen Weg?

Es geht um Fragen wie die folgenden:

- Wie finden wir in unserer Mitte Menschen, die wachsen können in einem gläubigen Leitungsamt? Was brauchen wir dazu an Bildung, Ausbildung, Bestätigung und Unterstützung?
- Welche Menschen werden in ihrem Leitungsamt anerkannt?
- Wie sorgen wir dafür, dass sich nicht alle Aufmerksamkeit auf den Einsatz für die Wochenendliturgie beschränkt?

Eine interessante Entwicklung bildet in gewissen Pfarreien die theologische und pastorale Reflexion, die von der Basis aus geht. Menschen denken zusammen nach über eine Art „Pfarreikodex“ (Pfarreileitbild) oder über „Zehn Gebote“, „Zehn Worte“ für die Pfarrei. Darin wird konkret beschrieben, wie das Amt getragen werden muss durch eine breite Gemeinschaft, und es wird betont, wie wichtig Offenheit, Gastfreundschaft und Kreativität sind, in der Liturgie und im Vorstehen, Aufmerksamkeit für die Ökumene, und vor allem für den Platz der lokalen Kirche in der Gesellschaft: Wer sind wir in diesem gesellschaftlichen Kontext? Ein Beispiel dazu finden Sie in der Beilage der Zehn Worte der Pfarrei Sint Maartensdijk.

Sehr einschneidend – gerade aufgrund der Konferenz vom 10. November – wird in zunehmendem Masse die folgende Frage sein: Wie sieht die Zukunft unserer Kirche aus, wenn wir darauf achten, wo Vertreter einer jüngeren Generation stehen?

Die Vorsteherin der Dominicusgemeinde in Amsterdam sagt: „Die Menschen unter 40 Jahren sind in unserem Kreis nicht schlecht vertreten, aber es geht hier nicht um die Gruppe, welche die Kirche trägt. Vielleicht muss ich sagen: Noch nicht. Dazu braucht es vielleicht von der älteren Generation, die sich mit dem bisherigen Kirchentyp voller Macht und Dogmen auseinandergesetzt hat, ein gewisses Loslassen. Die jüngere Generation ist nicht interessiert an Diskussionen über Kirche und Amt. Ihr Mitmachen ist oft von kurzer Dauer, auf zeitlich beschränkte Projekte ausgerichtet, und oft zum Nutzen der eigenen, aufwachsenden Kinder. „Die Bindung der jüngeren Generationen an die Kirche ist anders: Sie ist nicht mehr das zweite Zuhause, das soziale Fangnetz. Jüngere Generationen tragen, wie die soziologische Forschung belegt, die Spuren der Fernsehkultur in sich, in der man

selber bestimmt, was angeschaut wird, in der man weglaufen und wegzappen kann, in der das Bild manchmal wichtiger ist als das Wort, in der Tempo und Abwechslung den Ton angeben.“ Die jüngeren Generationen kennen „den Kampf dagegen“ nicht mehr. So wie bei uns in der Dominicus-Kirche das Amtspapier der Dominikaner mit seinem Augenmerk auf der Rolle der Laien höchstens bei den älteren Leuten auf Interesse stößt, so gibt es auch keine jüngeren Leute, die die heutigen Vorsteherinnen und Vorsteher in unserer Dominicuskirche fragen: „Warum Du, und ich nicht?“

Diese Reaktion der jüngeren Generation ist eine deutliche Warnung: Verlieren wir uns als Ältere nicht im Kampf um das, was wir errungen haben, sondern geben wir neuen, gegenwartsbezogenen Antworten Raum.

Eine der Reaktionen in unserer Untersuchung sieht so aus: Die Eltern zweier aufwachsender Kinder leiden stark an den Entwicklungen in der Pfarrei, in welcher der Pfarrer viele neue Initiativen zurückbindet und eine starke Restauration durchführt. Die Eltern sprechen oft am Tisch über ihren Verdruss. Die Kinder haben allmählich genug davon und sagen: „Warum redet ihr immer wieder über diese widerwärtige Kirche? Wir sehen euch nie mehr froh und glücklich. Hört doch auf mit dieser Kirche. Wir sind auch noch da!“

Schlussfolgerung

Die Politik der Bischöfe ist stark auf die Bewahrung der innerkirchlichen Struktur ausgerichtet, in welcher Weiheamt und Eucharistie zentral sind. Das Amt mündet theologisch immer deutlicher in einer beengenden Vision eines vertikalen Weitervermittels der Glaubens-tradition, wie dies im Verständnis der Bischöfe fundamental ist – manchmal mit recht großem Abstand zur Richtung des Vaticanum II. Kirche und Seelsorge werden beherrscht durch Regeln und Gesetze, wobei man sich für Distanz von der Gesellschaft entscheidet – auch wenn mit Nachdruck immer wieder geredet wird von einer missionarischen Sendung.

Viele Freiwillige und vor allem ältere Seelsorger wollen an einer Art mündigem Christentum arbeiten, wo jeder und jede Gläubige sei-

nen bzw. ihren Platz hat und seine bzw. ihre Verantwortlichkeiten. Der Unterschied zwischen Mann und Frau interessiert nicht. Es gibt faktisch in der Praxis wenige oder keine theologischen Unterschiede zwischen Priestern und Pastoralassistent/innen. Das Team ist wichtig, in dem zugleich die Verantwortlichkeit der „Laien“ immer mehr zugenommen hat – was nicht einfach ergänzend oder als ein Löcher Stopfen zu verstehen ist. Von gewissen Glaubensgemeinschaften wird viel Kreativität verlangt für die Entwicklung neuer Formen und Inhalte in der Liturgie.

Wir können mehr eingeben in ein stabiles Netzwerk, in dem es um das Signalisieren neuer Möglichkeiten geht. Wir können verweisen und weitergeben und auf diese Weise unterwegs unsere Glaubenskraft vergrößern. Wir arbeiten auf diese Weise an Formen von Kirche-Sein, welche mehr beinhalten als nur Liturgie.

Wir brauchen die Diskussion über das kirchliche Amt nicht zu verlassen, aber vielleicht lernen wir, mit den Fragen von gegenwartsbezogenem Kirche-Sein noch besser umzugehen. Und wir bleiben bei unserer Überzeugung: Was von unten her wächst, im Glauben, ist der Mühe wert.

Dr. Gerard Zuidberg, Utrecht

Übersetzung ins Deutsche: Peter Spinatsch, Elisabeth Ammann

Gerard Zuidberg

Doktor in der Philosophie. 1966 – 1977 Dozent und Seelsorger in der Ausbildung von SeelsorgerInnen. 1977 – 2001 Pfarrer in alten Stadtquartieren von Utrecht. Mitbegründer und Präsident des nationalen Berufsverbandes von Seelsorgenden (Priester und LaientheologInnen) VPW. Publikationen auf dem Gebiet von Seelsorge und Spiritualität. Neueste Publikation, zusammen mit Marie-José Janssen: Pfarrer gehen vorüber. Weißbuch über die Kraft und Verwundbarkeit von Freiwilligen in der Röm.-Kath. Kirche. Kampen 2008. Im gleichen Jahr ein Besinnungsbuch über die Ich-Worte im Johannes-evangelium. Berne-Heeswijk 2008. Ist zusammen mit Marie-José Janssen aktiv in der Begleitung von Freiwilligen.

Zehn Ausgangspunkte und ihre Vorgeschichte

Seit einigen Jahren reden in der Pfarrei von St. Maarten verschiedene Gruppen in ihren Sitzungen über die Zukunft der katholischen Glaubensgemeinschaft in Maartensdijk. Manchmal halten die Gruppen eine große gemeinsame Sitzung ab, oft arbeiten sie wieder für sich.

Sie haben eine Sache gemeinsam: Sie arbeiten mit Leib und Seele für die Pfarrei, und sie träumen davon, dass diese lokale Kirche auch in den kommenden Jahren vital bleibt.

Man hat sich dafür entschieden, die Sendung der Pfarrei in zehn Punkten zusammen zu fassen – in zehn Punkten, welche für jeden Gläubigen und jeden zufälligen Passanten, für jede Arbeitsgruppe und alle engagierten Freiwilligen, für jedes Kirchenmitglied und für alle Nachbarn aus einem der vier Dörfer verdeutlichen, was diese lokale Kirche von Sint Maarten sein will. Es sind zehn Punkte, welche in der näheren und weiteren Zukunft einen Halt geben können in den Fragen, die auf die Pfarrei zu kommen – zehn Punkte, welche Ausgangspunkt sein können für alle Fragen zu Liturgie. Es geht um zehn Punkte, die nicht heilig sind, wohl aber Ausgangspunkt sein oder werden können, damit Pfarreien als Gemeinschaften an Glaubwürdigkeit zunehmen. Es sind schließlich zehn Punkte, welche keine Rangordnung kennen und auch in der umkehrten Reihenfolge gelesen und verstanden werden können.

Wir feiern da, wo wir leben.

Wir wissen uns als römisch-katholische Gemeinschaft Sint Maarten verbunden mit der katholischen Kirche in den Niederlanden. Wir preisen uns glücklich, dass wir in unserer eigenen Kirche zusammen kommen und Liturgie feiern können. Wir finden es wichtig, in der Liturgie das zu feiern, was wir leben und lieben in den vier Dörfern, die zu unserer Pfarrei gehören. Wir feiern also das Leben der Nähe und fühlen uns durch die nahe Kirche gestärkt und gesegnet in unserm Glauben.

Wir bekennen, vertiefen und teilen unsern Glauben.

Wir kommen hier nicht nur zusammen, um den Glauben zu erfahren,

sondern auch, um zu teilen. Es ist ein Privileg, all das hier zu erleben, es ist eine Voraussetzung dafür, dass wir eine Gemeinschaft von Gläubigen sein dürfen, und es ist ein Aufruf, uns weiter darauf vorzubereiten.

Wir sind zusammen verantwortlich.

Wir wollen eine offene und gastfreundliche Gemeinschaft sein, bei der alle willkommen sind, und wo es keine Ehrenplätze gibt. Wir wollen niemanden ausschließen. Jede und jeder darf mitmachen und einen Beitrag leisten, ungeachtet dessen, ob er oder sie ein bestimmtes Talent hat oder über mehrere Talente verfügt. Jede und jeder soll die Chance haben, etwas für den anderen zu tun, jede und jeder trägt auch die Verantwortung, zusammen mit den anderen Verbesserungen anzustreben.

Wir nehmen das Gute mit.

Wir wollen hier Liturgie feiern und das hier Erlebte hinaustragen ins tägliche Leben, wir wollen in unserer Alltagsexistenz das ausstrahlen, was wir gefeiert haben.

Wir berufen Menschen aus unserer Mitte

Wir finden es selbstverständlich dass jeder und jede berufen werden kann durch die Gemeinschaft, um Vorsteher/in oder Lektor/in zu sein. Wir finden es wichtig, dabei die Kraft von Frauen und Männern zu erfahren.

Wir glauben an den Wert der Eucharistie.

Wir sehen die Eucharistie als Kernmoment unseres Glaubens und den Priester als den Menschen von Gott; wir erfahren zugleich die Kraft der Priesterschaft aller Gläubigen.

Wir begleiten unsere Kinder im Glauben.

Wir finden, dass Kinder und Jugendliche die Zukunft unserer Kirche bilden und müssen darum dafür Sorge tragen, dass sie in unserer Gemeinschaft wieder erkennbar sind. Wir wollen den Kindern und Jugendlichen in unserer Pfarrei ein passendes Katecheseprogramm anbieten. Die Eltern spielen in dieser spezifisch katholischen Glaubens-

erziehung eine wichtige Rolle und sind die Träger der Katechese.

Wir heißen alle willkommen.

Wir verpflichten uns, die Türen für Neuzuzügler zu öffnen, sie bei ihrem Namen zu nennen und sie aufzunehmen in unsere Gemeinschaft.

Wir sind offen für andere Glaubensrichtungen.

Wir sind als Christinnen und Christen in Maartensdijk willkommen bei einander im Haus des Herrn und wir wollen Brücken bauen zu allen, welche in einer andern Tradition aufgewachsen sind oder keinen kirchlichen Hintergrund haben.

Wir sind Kirche in der Nachbarschaft.

Wir haben als Glaubensgemeinschaft eine pastorale und diakonale Verantwortlichkeit für einander, aber auch die für lokale Umgebung.
Maartensdijk, 29. August 2006

Diese Regeln sind noch kürzer und prägnanter formuliert auf einem Liturgieblatt, das in einer Sonntagsliturgie gebraucht wurde.

Übersetzung ins Deutsche: Peter Spinatsch, Elisabeth Ammann

Die niederländischen Dominikaner haben Anfang 2007 die Broschüre „Kirche und Amt“ veröffentlicht und als „Beitrag zu einer erneuerten und vertieften Auseinandersetzung“ über Kirche und Amt an alle Pfarreien in den Niederlanden verteilt. Diese Broschüre hat auf der ganzen Welt verschiedene Reaktionen hervorgerufen.

Die vorliegende Textdokumentation der deutschen Übersetzung von „Kirche und Amt“ wird ergänzt durch einen aktuellen Beitrag von Gerard Zuidberg über die Situation in den katholischen Niederlanden sowie die Wirkungen und Umsetzungen nach der Veröffentlichung der Broschüre der niederländischen Dominikaner.